

Die Bischofssynode über die Familie Erwartungen eines Diözesanbischofs

Vom 5. bis 19. Oktober 2014 findet in Rom eine Bischofssynode mit dem Thema „Die pastoralen Herausforderungen im Hinblick auf die Familie im Kontext der Evangelisierung“ statt. Zur Vorbereitung auf diese Synode schickte der Vatikan eine Fragenliste an alle Bischöfe und Interessenten. Ungeachtet der begrenzten Zeit für Reaktionen fand diese Fragenliste weltweit breiten Widerhall. In unserem Land gab es diverse Initiativen. Die belgischen Bischöfe verbreiteten die Fragenliste in den niederländischsprachigen und den französischsprachigen Bistümern des Landes. Sie erhielten insgesamt 1589 Antworten von verschiedenen Personen, Gruppen oder Institutionen. Eine Gruppe von Experten, darunter fünf Theologen, die der Katholischen Universität Leuven und der Katholischen Universität Louvain-la-Neuve angehören, verarbeiteten alle Antworten zu einem zusammenfassenden Bericht, der nach Rom ging.¹ Die Fakultät für Theologie und Religionswissenschaften der Katholischen Universität Leuven organisierte eine Umfrage zur Situation von Glaube und Familie in Flandern. Die Ergebnisse dieser Umfrage wurden bei einem Studientag in Leuven vorgestellt.² Im Anschluss an diesen Studientag veröffentlichte die Interdiözesane Stelle für Familienpastoral etliche Erwartungen und Vorschläge.³ Danach organisierten einige Gruppen und Bewegungen, darunter der „Interdiocesaan Pastoraal Beraad“⁴ und die Pastoralräte einzelner Bistümer, Gespräche über das Thema der bevorstehenden Synode. Die Reaktionen aus Belgien sind den Reaktionen aus unseren Nachbarländern sehr ähnlich.⁵ Inzwischen hat das römische Sekretariat der Bischofssynode das „Instrumentum Laboris“ veröffentlicht, in dem alle aus den fünf Kontinenten eingegangenen Antworten verarbeitet sind.⁶

¹ Der Synthesebericht findet sich auf: www.kerknet.be.

² Zu dieser Umfrage und ihrer Verarbeitung: www.theo.kuleuven.be/enquete-geloof-gezin.

³ Vgl.: www.gezinspastoraal.be.

⁴ IPB: Das interdiözesane Beratungsorgan der Kirche in Flandern.

⁵ Vgl. die Synthese der Deutschen Bischofskonferenz auf: www.dbk.de; die Synthese der Französischen Bischofskonferenz auf: ww.eglise.catholique.fr.

⁶ Bischofssynode, „Die pastoralen Herausforderungen im Hinblick auf die Familie im Kontext der Evangelisierung“, „Instrumentum Laboris“; dieser Text wurde vom Vatikan am 26. Juni 2014 veröffentlicht und dient als Grundlage für die Beratungen bei der Synode; auf: www.vatican.va.

Wie schauen Sie als Bischof auf die bevorstehende Synode? Diese Frage habe ich in den letzten Monaten oft gehört. Einerseits bemühe ich mich, die Antworten aus unserem Land und aus unseren Nachbarländern aufmerksam zu lesen und zu verstehen. Diese Antworten bezeugen eine umfassende Aktenkenntnis des Themas und hohe Erwartungen an die Synode. Sie stammen darüber hinaus von unmittelbar Betroffenen: von Menschen, die sich heute um ihre Beziehung, ihre Ehe oder ihre Familie im Licht des Evangeliums und in Verbundenheit mit der kirchlichen Gemeinschaft bemühen. Andererseits versuche ich mir Klarheit darüber zu verschaffen, wie ein Bischof am besten mit den Einsichten und Erwartungen umgehen kann, die in dem ihm anvertrauten Teil des Volkes Gottes lebendig sind. Ich kann die kommende Synode nicht vorwegnehmen, auch nicht das, was die Bischöfe zusammen mit Papst Franziskus dabei über Ehe und Familie sagen werden. Dennoch möchte ich in diesem Beitrag einige persönliche Erwartungen formulieren. Ich tue das in meinem eigenen Namen. Ich tue das außerdem als Bischof aus Westeuropa, in dem Bewusstsein, dass Bischöfe aus anderen Regionen Europas oder aus anderen Erdteilen divergierende Ansichten haben können.

Meine Erwartungen haben sowohl mit der kirchlichen Gemeinschaft wie mit der Familie zu tun. Sie ordnen sich ein in eine geschichtliche Linie, die mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil beginnt und sich bis zur heutigen Situation durchzieht. Dabei bemühe ich mich um eine möglichst große Nähe zwischen Theologie und Pastoral. Die Kirche als „Haus und Schule der Gemeinschaft“ ist der rote Faden durch meinen Beitrag.⁷

1. Die Kollegialität

Meine Ausbildung zum Priester begann 1973: acht Jahre nach dem Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965) und fünf Jahre nach der Veröffentlichung der Enzyklika „*Humanae Vitae*“. Seit dieser Zeit habe ich immer wieder registrieren müssen, wie wichtige Fragen in Bezug auf Beziehung, Sexualität, Ehe und Familie ein besonders konfliktreiches Feld innerhalb der kirchlichen Gemeinschaft bildeten. Viele Gläubige, vor allem aus kirchlichen Organisationen und aus der kirchlichen Mitte konnten sich nicht mehr in den lehramtlichen Texten und den moralischen Weisungen aus Rom wiedererkennen. Diese Kluft wurde im Lauf der Jahre nicht kleiner, sondern im Gegenteil immer größer. Ein Dokument des höchsten Lehramts nach dem anderen über Fragen der Sexualität, der Familie oder der Bioethik stieß auf wachsendes Unverständnis und weitreichende Gleichgültigkeit. Zur Vermeidung zunehmender Spannungen entschied man sich in den 80er und 90er Jahren immer mehr für den Weg des Verschweigens. Einerseits wandten sich die Gläubigen mit ihren persönlichen Fragen immer weniger an die Bischöfe, an Theologen oder kirchliche Mitarbeiter in der Pastoral. Andererseits zogen es letztere vor, Menschen individuell beizustehen und verzichteten darauf, das angespannte Klima mit ideologischen Diskussionen weiter zu belasten. Das schien die geeignetste Karte zu sein, die sie ziehen konnten, um ihre Aufgabe als ‚Hirten‘ mit gutem Gewissen und effizient auszuüben.

⁷ Papst Johannes Paul II., „*Novo Millennio Ineunte*“, 2001: „Die Kirche zum Haus und zur Schule der Gemeinschaft zu machen, darin liegt die große Herausforderung, die in dem beginnenden Jahrtausend vor uns steht, wenn wir dem Plan Gottes treu sein und auch den tiefgreifenden Erwartungen der Welt entsprechen wollen“ (43).

Die wachsende Kluft zwischen der sittlichen Unterweisung der Kirche und der moralischen Einsicht der Gläubigen verweist auf eine komplizierte Problematik. Zweifellos sind dabei viele Faktoren im Spiel. Einer davon hat mit der Art und Weise zu tun, auf die diese Thematik nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil zum größten Teil der Kollegialität der Bischöfe entzogen und beinahe exklusiv mit dem Primat des Bischofs von Rom verbunden wurde. Mitten in den ethischen Fragen bezüglich Ehe und Familie erhob sich eine ekklesiologische Frage: die nach dem angemessenen Verhältnis von Primat und Kollegialität in der katholischen Kirche. Alle Debatten, die seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil über Ehe und Familie geführt wurden, haben in der einen wie der anderen Ausrichtung mit dieser ekklesiologischen Frage zu tun.

Während des Zweiten Vatikanischen Konzils bemühten sich die Bischöfe zusammen mit dem Papst um einen größtmöglichen Konsens. Alle Konzilsdokumente wurden hin und her überlegt, geschrieben und neu geschrieben, bis fast alle Bischöfe ihre Zustimmung geben konnten. Mehrere Texte mussten drei Sitzungsperioden des Konzils passieren, ehe sie endgültig verabschiedet wurden. Wiederholt schaltete sich Paul VI. persönlich ein, um den letzten Zweiflern mit einer entsprechenden Formulierung oder einer zusätzliche Anmerkung entgegen zu kommen. Für die wichtigsten Konstitutionen hatten belgische Bischöfe und Theologen Tag und Nacht gearbeitet, um alle eingebrachten Änderungen zu Texten zu verarbeiten, damit sie die Zustimmung aller finden konnten.⁸ Die Zahlen belegen es: Alle Konstitutionen und Dekrete des Zweiten Vatikanums, auch die schwierigsten, wurden schlussendlich annähernd im Konsens verabschiedet. Von dieser Art Kollegialität blieb allerdings drei Jahre später, bei der Veröffentlichung von „*Humanae Vitae*“ nur sehr wenig übrig. Dass der Papst ein Urteil zu den Problemen ‚Bevölkerung, Familie und Geburten‘ fällen sollte, war vom Konzil vorgesehen.⁹ Dass er dabei das kollegiale Bemühen um einen größtmöglichen Konsens beiseitelassen sollte, war vom Konzil nicht vorgesehen. Formell traf Paul VI. seine Entscheidung zweifellos nach bestem Wissen und Gewissen, in besonders ausgeprägtem Bewusstsein seiner persönlichen Verantwortung vor Gott und der kirchlichen Gemeinschaft. Inhaltlich stand seine Entscheidung allerdings quer zu dem Votum der Expertenkommission, die er selbst ernannt hatte, der Kardinals- und Bischofskommission, die sich mit dieser Frage befasst hatte, des Weltkongresses der Laien (1967), der großen Mehrheit der Moraltheologen, Ärzte und Wissenschaftler sowie der meisten engagierten Katholiken, sicher derer bei uns.

Es steht mir kein Urteil darüber zu, wie die Dinge damals gelaufen sind und wie Paul VI. zu seiner Entscheidung gekommen ist. Aber mich bekümmert die Tatsache, dass das Fehlen einer kollegialen Basis sofort zu Spannungen, Konflikten und Brüchen geführt hat, die nicht mehr überwunden wurden. Sowohl von der einen wie von der anderen Seite wurden seinerzeit Türen geschlossen, die seither nicht mehr geöffnet wurden. Die lehramtliche Linie von „*Humanae Vitae*“ wurde darüber hinaus in ein strategisches Programm umgesetzt, das mit fester Hand

⁸ Unter anderem Kard. L.J.Suenens, Mgr. G. Philips, Mgr. J.M. Heuschen, Mgr.A.M. Charue, Mgr. E.J. de Smedt, Mgr. V. Heylen, Mgr. A. Dondeyne.

⁹ Vgl. Zweites Vatikanum, „*Gaudium et Spes*“, Teil II, Kapitel I, Anmerkung 14.

durchgeführt wurde. Diese Kirchenpolitik hat eine breite Schneise von Verdächtigungen, Ausschlüssen und verpassten Chancen hinterlassen.¹⁰

Diese Spaltung darf nicht bleiben. Die Verbindung zwischen der Kollegialität der Bischöfe und dem Primat des Bischofs von Rom, wie sie während des Zweiten Vatikanischen Konzils praktiziert wurde, sollte wieder hergestellt werden. Diese Wiederherstellung darf nicht mehr lange auf sich warten lassen. Sie ist der Schlüssel zu einem neuen und besseren Umgang mit vielen Fragen in der Kirche. Nach meiner Auffassung gehört es heute zu den Aufgaben eines Bischofs, daran mitzuarbeiten. Natürlich führt ein intensiveres kollegiales Vorgehen nicht automatisch zur Lösung aller Probleme. Kollegialität ist kein einfacher Weg. Sie kann neue Spannungen zum Vorschein bringen und Brüche bewirken. Zum gemeinsamen Beraten und Beschließen gehört ja das Risiko von Meinungsverschiedenheiten und Unklarheiten. Auch die Erfahrung anderer Kirchen und kirchlicher Gemeinschaften kann uns in diesem Punkt realistisch machen. Dennoch bin ich der Meinung, die katholische Kirche brauche gerade auf dem Feld von Ehe und Familie dringend eine neue und festere Grundlage der kollegialen Beratung und Beschlussfassung. Ich hoffe, dass die bevorstehende Synode dazu beitragen wird.

Das „Instrumentum Laboris“ zeigt im Übrigen, wie unterschiedlich die Reaktionen aus verschiedenen Ländern und Erdteilen im Blick auf Ehe und Familie sein können. An dieser Stelle ist das Vorbereitungsdokument ehrlich und transparent. Afrika und Asien haben andere Ansichten und Erfahrungen als Europa und Nordamerika. Selbst zwischen West- und Osteuropa oder zwischen Nord- und Südeuropa zeigen sich wichtige Unterschiede. Es hat keinen Sinn, diese Divergenzen abzustreiten oder zu vernachlässigen. Sie haben durchaus substanzielles Gewicht. Ungeachtet der Globalisierung verlaufen viele Entwicklungen und Herausforderungen auf der Welt ungleichzeitig. In diesen verschiedenen ‚Zeitzone‘ sind Bischöfe für den ihnen anvertrauten Teil des Gottesvolkes verantwortlich. Es ist für sie keine Lösung, wenn man ihnen sagt, bestimmte Fragen seien in anderen Teilen der Welt kein Problem oder stellten gerade ein solches dar. Eine monolithische Kollegialität hat in der Kirche genau so wenig Zukunft wie ein monolithischer Primat. Ich hoffe, dass die Bischofssynode die nötige Aufmerksamkeit für diese regionale Unterschiedlichkeit aufbringen wird. Über den Beitrag, den die Bischofskonferenzen zugunsten eines angemessenen Verhältnisses zwischen Primat und Kollegialität leisten können, schreibt Papst Franziskus, „dieser Wunsch (habe) sich nicht völlig erfüllt“, und es sei „noch nicht deutlich genug eine Satzung der Bischofskonferenzen formuliert worden, die sie als Subjekte mit konkreten Kompetenzbereichen versteht, auch einschließlich einer gewissen authentischen Lehrautorität. Eine übertriebene Zentralisierung kompliziert das Leben der Kirche und ihre missionarische Dynamik, anstatt ihr zu helfen“.¹¹ Vielleicht kann die Synode den Bischofskonferenzen den Auftrag erteilen, sich im kommenden Jahr intensiver mit der Problematik von Ehe und Familie in ihrer jeweiligen Region zu beschäftigen, mit Blick auf die zweite Sitzungsperiode der Synode im Herbst 2015.

¹⁰ Verpasste Chancen unter anderem für das gemeinsame Engagement von Bischöfe und Moraltheologen, für eine fruchtbare Gespräch zwischen Kirche und Wissenschaft oder zwischen Kirche und Gesellschaft, für den vertrauensvollen Kontakt mit christlichen Ehepaaren und Familien, für die Evangelisierung von Ehe und Familie.

¹¹ Papst Franziskus, „Evangelii Gaudium“, 32.

2. Das Gewissen

Wie in anderen Ländern standen die Bischöfe in Belgien nach der Veröffentlichung der Enzyklika „*Humanae Vitae*“ vor einer schwierigen Aufgabe. Während des Zweiten Vatikanischen Konzils hatten sie intensiv an der Entstehung von „*Gaudium et Spes*“ mitgearbeitet, vor allem an dem Kapitel über die „Förderung der Würde von Ehe und Familie“.¹² Auf Bitten der Päpste Johannes XXIII. und Paul VI. waren sie aktiv an verschiedenen Kommissionen beteiligt, die sich mit der Frage der verantworteten Elternschaft und der Geburtenregelung beschäftigt hatten. Sie hatten sich ausführlich mit Moraltheologen, Wissenschaftlern und Laienbewegungen beraten. Ihre persönliche Auffassung war öffentlich bekannt. Nach der Veröffentlichung der Enzyklika standen sie vor einer Entscheidung, die eine Zerreißprobe bedeutete. Einerseits wollten sie sich als Bischöfe auch weiterhin loyal um die Person von Papst Paul VI. scharen, mit dem sie während des Konzils so vertrauensvoll und intensiv zusammengearbeitet hatten. Andererseits wollten sie als Diözesanbischöfe ihre Verantwortung gegenüber dem ihnen anvertrauten Teil des Gottesvolkes wahrnehmen, im Geist und gemäß dem Auftrag des Konzils.¹³ Das Konzil hatte ihnen den Auftrag gegeben, sich „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen dieser Zeit“¹⁴ zu eigen zu machen, um die „Zeichen der Zeit zu erfassen und im Licht des Evangeliums auszulegen“.¹⁵ Gemäß dieser neuen ekklesiologischen und pastoralen Hermeneutik wollten sie ihr Hirtenamt ausüben. Schneller als erwartet brachte sie das in einen Loyalitätskonflikt und damit in eine Gewissensfrage. Wie konnten sie mit dem Papst verbunden bleiben und gleichzeitig dem Konzil die Treue halten?

Einen Monat nach der Veröffentlichung von „*Humanae Vitae*“ legten die belgischen Bischöfe eine gemeinsame Erklärung vor. Dieser Text wurde nicht im Handumdrehen verfasst und veröffentlicht.¹⁶ Die Bischöfe wollten sowohl weiterhin auf dem Boden der großen theologischen Tradition der Kirche verbleiben als auch konstruktiv mit den Familien und der Kultur ihrer Zeit in Dialog treten. Es wurden nacheinander vier Entwürfe geschrieben und mit Änderungen versehen. Die wichtigsten Autoren der Erklärungen waren alles andere als theologische Grünschnäbel oder Freibeuter. Ganz im Gegenteil: Es handelte sich genau um die Personen, die während des Zweiten Vatikanischen Konzils entscheidende Beiträge zur Erarbeitung von Konstitutionen wie „*Lumen Gentium*“, „*Dei Verbum*“ und „*Gaudium et Spes*“ geleistet hatten, vor allem Mgr. G.Philips und Mgr. J.M.Heuschen. Sie hatten engen Kontakt zu mehreren herausragenden Kardinälen des Zweiten Vatikanischen Konzils, wie etwa Kard. L.J.Suenens (Mecheln-Brüssel), Kard. J.Döpfner (München), Kard. B.Alfrink (Utrecht), Kard. F.König (Wien), Kard. J.Heenan (Westminster) und Kard. G.Colombo (Mailand). Kurz gesagt: Die Erklärung der belgischen Bischöfe stammte von genau dem Personenkreis, der zusammen mit Papst Paul VI. das Zweite Vatikanische Konzil geleitet hatte.

¹² Zweites Vatikanum, Konstitution „*Gaudium et Spes*“, Teil II, „Einige drängendere Probleme“, Kapitel I, „Förderung der Würde der Ehe und Familie“, Nr. 47-52.

¹³ Vgl. Zweites Vatikanum, Dekret „*Christus Dominus*“ über das Hirtenamt der Bischöfe in der Kirche, Kapitel II, „Die Rolle, die die Bischöfe hinsichtlich der Gesamtkirche haben“, Nr.11.

¹⁴ Zweites Vatikanum, Konstitution „*Gaudium et Spes*“,1.

¹⁵ Ebd.,4.

¹⁶ L. Declerck, *La réaction du cardinal Suenens et de l'épiscopat belge à l'encyclique Humanae Vitae*, *Chronique d'une Déclaration* (juillet-décembre 1968), in: ETL 84 (2008) S. 1-68.

In ihrem Text sprachen die belgischen Bischöfe, in der Linie der katholischen Tradition und der Konstitution „Gaudium et Spes“,¹⁷ über das persönliche Gewissen. So heißt es unter anderem: „Wenn jemand, der sachkundig und dazu geeignet ist, sich nach ernsthafter Prüfung vor Gott ein sicher begründetes Urteil zu bilden – was immer die nötige Information voraussetzt –, in bestimmten Punkten zu einer anderen Entscheidung kommt, dann ist er dazu berechtigt, dieser seiner Überzeugung zu folgen“, und weiter: „Wir erkennen an, dass der traditionellen Lehre zufolge die letztgültige praktische Entscheidung von einem solide gebildeten Gewissen getroffen werden muss, das die allen in Gaudium et Spes genannten Kriterien berücksichtigt (Gaudium et Spes, Nr.50, Abs.2; Nr.51, Abs.3). Die Entscheidung über die Wünschbarkeit, neues Leben hervorzubringen, kommt in letzter Instanz den Eltern zu, die sich vor Gott darüber klar werden müssen“.¹⁸ Etliche Bischofskonferenzen veröffentlichten in den gleichen Monaten ähnliche Erklärungen mit einer analogen Berufung auf die persönliche Gewissensentscheidung.¹⁹

Ungeachtet der Tatsache, dass diese Aussagen über das Gewissen der klassischen Lehre entsprechen und sorgfältig formuliert waren, wurden sie durch Befürworter von „*Humanae Vitae*“ nicht wertgeschätzt. Im Gegenteil: Sie wurden als Fahnenflucht, als Abfall vom Papst und als Einfallstor für Relativismus, Permissivität und Libertinage dargestellt. Man schob sie mit Absicht zur Seite. Das war ein Wendepunkt in den Beziehungen zwischen Papst Paul VI. und den belgischen Bischöfen. Das bezeugt eine Anekdote über Mgr. Charue, den Bischof von Namur. Während des Zweiten Vatikanischen Konzils war zwischen ihm und Papst Paul VI. ein tiefes Band der gegenseitigen Wertschätzung und des gegenseitigen Vertrauens entstanden. Einen klassischeren Bischof als Mgr. Charue konnte man sich im Übrigen nicht vorstellen. Noch kein Jahr nach „*Humanae Vitae*“ gewährte ihm Papst Paul VI. eine Audienz, bei der dieser „ziemlich heftig seiner Verärgerung über die Erklärung der belgischen Bischöfe zu *Humanae Vitae* Ausdruck verleiht. Er geht sogar soweit, ihm gegenüber zu sagen: ‚Und Sie, Mgr. Charue, nachdem Sie jetzt über alles auf dem Laufenden sind, würden Sie die Erklärung der belgischen Bischöfe noch unterschreiben?‘ Bischof Charue gibt zur Antwort: ‚Ja, Heiliger Vater‘ und beginnt zu weinen. Dieser Bischof, der ein großer Intellektueller und ein ehrlicher Mann war, litt unter dem Drama, das viele katholische Theologen in jenen Tagen durchgemacht haben, zerrissen zwischen ihrer ehrlichen Zuneigung gegenüber dem großen humanistischen Papst und der Treue

¹⁷ Vgl. Zweites Vatikanum, Konstitution „Gaudium et Spes“, 16: „Im Innersten seines Gewissens entdeckt der Mensch ein Gesetz, das er sich nicht selbst gibt, sondern dem er gehorchen muss und dessen Stimme, indem sie ihn immer anruft, das Gute zu lieben und das Böse zu meiden, wo nötig, in den Ohren des Herzens tönt: Tu dies, meide jenes. Denn der Mensch hat ein Gesetz von Gott in sein Herz eingeschrieben, dem zu gehorchen eben seine Würde ist und gemäß dem er gerichtet werden wird. Das Gewissen ist der verborgenste Kern und das Heiligtum des Menschen, in dem er allein ist mit Gott, dessen Stimme in seinem Innersten widerhallt.“

¹⁸ Zur Fundierung ihrer Erklärung über das Verhältnis von persönlichem Gewissen und päpstlichen Verlautbarungen verwiesen die belgischen Bischöfe auch auf den berühmten Brief von Kardinal Newman an den Herzog von Norfolk; vgl. Brief von Kard. Newman an den Herzog von Norfolk in: J.H. Card Newman, Longmans, London, 1891, V,II, S. 258.

¹⁹ Vgl. „Dossier ‚*Humanae Vitae*‘. Reacties op de encyclic“, Katholiek Archief, Amersfoort, 1968.

zu ihren Überzeugungen. *Amicus Plato...*²⁰ Viele Bischöfe wählten in der Folgezeit das Schweigen statt der Polemik.

Als Folge dieser Polarisierung wurde das Gewissen im kirchlichen Sprechen über Beziehung, Sexualität, Ehe, Familienplanung und Geburtenkontrolle auffällig in den Hintergrund gedrängt. Es büßte seinen legitimen Ort in einem gesunden moraltheologischen Nachdenken ein. In dem Apostolischen Schreiben „Familiaris Consortio“²¹ kommt die persönliche Gewissensentscheidung im Blick auf die Methode der Familienplanung und Geburtenkontrolle kaum vor. Alles steht darin im Zeichen der Wahrheit über Ehe und Fortpflanzung, so wie sie die Kirche lehrt, verbunden mit der Verpflichtung für die Gläubigen, sich diese Wahrheit zu eigen zu machen und ihr zu entsprechen. Auf der Grundlage des Naturrechts werden bestimmte Handlungen als ‚gut‘ oder als ‚in sich böse‘ qualifiziert, unabhängig vom persönlichen Lebensumfeld, der Lebenserfahrung oder Lebensgeschichte. Bei diesem methodischen Vorgehen ist wenig Raum für eine ehrliche und wohlüberlegte Güterabwägung im Licht des Evangeliums und der katholischen Tradition als ganzer. In den Kapiteln des „Katechismus der Katholischen Kirche“²² über das sechste (Nr.2331-2400) und das neunte Gebot (Nr.2514-2533)²³ wird ebensowenig über die persönliche Gewissensentscheidung gesprochen. Diese Auslassung ist eine Verfehlung gegenüber der Fülle des katholischen Denkens.

Was erwarte ich von der kommenden Synode? Dass sie dem Gewissen seinen rechtmäßigen Ort im Sprechen der Kirche zurückgibt, in der Linie von „Gaudium et Spes“. Werden damit alle Probleme gelöst sein? Ganz und gar nicht. Wie das Gewissen zu einer verantwortlichen Entscheidung findet, ist nicht leicht zu beantworten. Was beinhaltet ein gut geformtes Gewissen? Wie kann es das Gesetz kennen, das uns Gott ‚ins Herz gelegt hat‘? Wie verhält sich das Gewissen zum kirchlichen Lehramt, oder umgekehrt: Wie verhält sich das kirchliche Lehramt gegenüber dem Gewissen? Wie kann das Gewissen dem ‚Gesetz der Gradualität‘ und der Pädagogik der graduellen Entwicklung in dem Reifeprozess Rechnung tragen, der jedem Menschen auferlegt ist?²⁴ Wie kann das Gewissen die Tugend der ‚Epikie‘ oder der ‚Billigkeit‘ praktizieren, wenn Buchstabe und Geist des Gesetzes miteinander in Konflikt geraten? Für den heutigen Menschen, der der Ausbildung einer persönlichen und begründeten Gewissensentscheidung viel Bedeutung zumisst, sind das unausweichliche Fragen. Auch wenn die Synode keine Antwort auf alle diese Fragen geben muss, hoffe ich doch, dass sie ihnen die nötige Aufmerksamkeit schenkt.

3. Die Lehre

In den letzten Monaten der Vorbereitung auf die Synode habe ich mehrfach gehört oder gelesen: „Einverstanden, dass die Synode für größere pastorale Flexibilität eintritt, aber an der Lehre der

²⁰ Vgl. L.Declerck, ebd. S.58.

²¹ Papst Johannes Paul II., Apostolisches Schreiben „Familiaris Consortio“, 1981.

²² „Katechismus der Katholischen Kirche“, Vatikan, 1992.

²³ In diesen Kapiteln behandelt der Katechismus alle Themen im Zusammenhang mit Sexualität, Familie, Fruchtbarkeit und Geburtenkontrolle.

²⁴ Vgl. Johannes Paul II., „Familiaris Consortio“, 34.

Kirche wird sie nicht rütteln können“. Manche erwecken den Eindruck, die Synode werde nur über die Anwendung der Lehre sprechen können, nicht aber über ihren Inhalt. Diese Gegenüberstellung von ‚Pastoral‘ und ‚Lehre‘ scheint mir aber zu kurz gegriffen, sowohl in pastoraler wie theologischer Hinsicht. Sie kann sich nicht auf die Tradition der Kirche berufen. Pastoral hat ganz und gar mit Lehre zu tun, und Lehre ganz und gar mit Pastoral. Beide werden bei der Synode auf die Tagesordnung kommen müssen, wenn die Kirche neue Wege für die Evangelisierung von Ehe und Familie in unserer Gesellschaft öffnen möchte.

Wie sieht die Lehre der Kirche über Ehe und Familie aus? Wo oder bei wem ist sie zu finden? Diese Fragen kann man unmöglich durch den Verweis nur auf eine Zeit, auf einen Papst, eine moraltheologische Schule, eine Sprachgruppe, einen Freundeskreis beantworten. Jedes Element zählt, aber keines kann das Ganze erfassen oder ersetzen. Was eine Person sagt oder schreibt - und sei es noch so gewichtig - muss immer wieder neu im Licht der ganzen Tradition der Kirche verstanden werden. Von Anfang hat sich die Kirche sowohl auf pastorale wie auf theologische Fragen bezüglich Beziehung, Sexualität, Ehe, Familie, Hauskirche, Ehescheidung, neue Beziehungen, Missbrauch oder Grenzen missachtendes Verhalten eingelassen. Schon im Alten Testament stehen darüber Kapitel voller Regelungen und vor allem voller persönlicher Geschichten. In den Evangelien begegnet Jesus öfter Situationen, die Ehe und Familie betreffen; mehrfach ergreift er dazu das Wort. Paulus schreibt in seinen Briefen an die ersten christlichen Gemeinschaften wiederholt über dieses Thema. Später lesen wir davon in den Schriften der Kirchenväter, danach von Theologen aller Jahrhunderte. Diese Entwicklung hat sich während und nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil ununterbrochen fortgesetzt und zwar auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens. Mit ihren Aussagen über Ehe und Familie haben die Päpste Paul VI., Johannes Paul II. und Benedikt XVI. beachtliche Beiträge auf diesem Gebiet geliefert. Kurz gesagt: Die Lehre der katholischen Kirche über Ehe und Familie ist in einer breiten Tradition zu finden, die im Lauf der Geschichte immer neu Form und Inhalt erhalten hat. Diese Entwicklung ist nicht zu Ende. Jede Zeit konfrontiert die Kirche mit neuen Fragen und Herausforderungen. Sie muss es wagen, ihre Aussagen im Licht der ganzen Tradition der Kirche immer wieder neu zu lesen. Was kann das für heute heißen? Ich möchte einige theologische Elemente in den Vordergrund rücken, über die die Tradition meinem Eindruck nach mehr sagt, als es in jüngeren Dokumenten des kirchlichen Lehramts den Anschein haben könnte. Außer über das Gewissen, von dem oben schon die Rede war, möchte ich noch über das Naturrecht, den „Sensus fidei“ und die Komplementarität theologischer Modelle sprechen.

Das „Instrumentum Laboris“ für die kommende Bischofssynode ist ziemlich deutlich: „In der überwiegenden Mehrheit der Antworten und Bemerkungen erscheint heute in den verschiedenen kulturellen Kontexten das Konzept des ‚Naturrechts‘ als solches sehr schwierig, wenn nicht gar unverständlich. Es handelt sich um einen Ausdruck, der verschieden interpretiert oder einfach nicht verstanden wird. Zahlreiche Bischofskonferenzen sehr unterschiedlicher Herkunft führen aus, dass zwar die bräutliche Dimension der Beziehung zwischen Mann und Frau allgemein als gelebte Realität angenommen, aber nicht entsprechend einem für alle gültigen universalen Gesetz interpretiert werde. Nur eine sehr kleine Zahl von Antworten und Bemerkungen hebt ein entsprechendes Verständnis dieses Gesetzes bei den Menschen hervor“.²⁵

²⁵ „Instrumentum Laboris“, 21.

Als Feststellung kann das ins Gewicht fallen! Kein Moraltheologe oder kein Gläubiger wird leugnen, dass sich in der Komplementarität von Mann und Frau und in ihrer Fruchtbarkeit ein tiefer Sinn und Zweck verbirgt. Ihrem innersten Wesen ist eine Bestimmung eingeschrieben, die mit dem Schöpfungsplan Gottes für Mensch und Welt zu tun hat. Mit Recht lädt die Kirche Mann und Frau dazu ein, freiwillig und verantwortlich diesen Schöpfungsplan mit zu vollziehen. Ebenso gibt es im Feld von Liebe, Sexualität, Ehe und Familie bestimmte Gesetzmäßigkeiten, die sich nicht einfach leugnen oder vernachlässigen lassen. Die Humanwissenschaften haben uns zu diesem Punkt schon viele wertvolle Einsichten geliefert.²⁶ Dennoch sorgt eine bestimmte Weise der Berufung auf das ‚Naturrecht‘ im ethischen Kontext von Ehe und Familie weiterhin für beträchtliche Verwirrung, Missverständnisse und Widerstände. Der Mensch von heute ist auf der Suche nach Werten, die seinem Leben Sinn und Zusammenhang bieten können. Er möchte glücklich werden und andere glücklich machen. In oft komplexen Situationen will er eine verantwortliche Gewissensentscheidung treffen, indem er unterschiedliche Werte miteinander abwägt und ordnet. Bei dieser Abwägung möchte er der Intention seiner Handlungen ebenso Rechnung tragen wie der Verhältnismäßigkeit von Tat und Folgen, der persönlichen Lebensgeschichte sowie dem Wachstumsprozess, den er erlebt. Das Ergebnis der Abwägung steht nicht von vorn herein fest. Es unterscheidet sich von der einer Generation zur nächsten, von einem Milieu zum anderen. Kann diese historische und existentielle Einbettung der Gewissensentscheidung mit dem Begriff ‚Naturrecht‘ zusammen gehen, und wenn ja, wie dann? Die „Internationale Theologenkommission“ hat 2009 ein Dokument mit dem Titel „Auf der Suche nach einer universalen Ethik: Ein neuer Blick auf das natürliche Sittengesetz“ veröffentlicht.²⁷ Das Dokument spricht unter anderem über die Vorsicht beim Umgang mit dem Begriff ‚Naturrecht‘ bei der Festlegung konkreter Verhaltensnormen: „Das natürliche Sittengesetz sollte also nicht vorgestellt werden als eine schon bestehende Gesamtheit aus Regeln, die sich ‚a priori‘ dem sittlichen Subjekt auferlegen, sondern es ist eine objektive Inspirationsquelle für sein höchst personales Vorgehen der Entscheidungsfindung“ (Nr.59). Das Dokument betont auch den dynamischen und historische Charakter des Naturrechts: „Wir nennen ‚natürliches Sittengesetz‘ das Fundament einer universalen Ethik, die wir aus der Beobachtung und der Reflexion bezüglich unserer gemeinsamen menschlichen Daseinsbedingung entnehmen. Sie ist das sittliche Gesetz, das in die Herzen der Menschen eingeschrieben ist und dessen sich die Menschheit immer besser bewusst wird, während sie in der Geschichte fortschreitet. Dieses natürliche Sittengesetz hat nichts Statisches in seinem Ausdruck. Es besteht nicht in einer Liste von definitiven und unwandelbaren Vorschriften. Es ist eine immer sprudelnde Inspirationsquelle bei der Suche nach einer globalen Grundlage für eine universale Ethik“ (Nr.113). Kurz gesagt: Die christliche Ethik braucht mehr Raum für ihre Urteile und Entscheidungen als es ein statischer²⁸ oder apodiktischer²⁹ Umgang mit dem Begriff ‚Naturrecht‘ zulässt. Diese größere Weite muss übrigens nicht erst ausfindig gemacht werden. Sie gibt es bereits. Mit soliden Bausteinen aus unserer

²⁶ Ich denke an die Entwicklungspsychologie, die Sexualwissenschaft, die Pädagogik und die Soziologie.

²⁷ Vgl. Internationale Theologenkommission, „Alla ricerca di un’etica universale: nuovo sguardo sulla legge naturale“, auf www.vatican.va.

²⁸ In der Bedeutung von: definitiv und unveränderlich, abgelöst vom historischen Kontext und von der historischen Entwicklung.

²⁹ In der Bedeutung von: mit zwingender Bestimmtheit vorgelegt, unwiderlegbar und undiskutierbar, notwendig wahr.

biblischen, moraltheologischen und pastoraltheologischen Tradition kann daran weitergearbeitet werden.³⁰

Ein weiteres Element aus unserer theologischen Tradition ist der „sensus fidei“ oder Glaubenssinn der Christgläubigen. In „Evangelii Gaudium“ schreibt Papst Franziskus: „Der Geist leitet das Volk in der Wahrheit und führt es zum Heil. Als Teil seines Geheimnisses der Liebe zur Menschheit begab Gott die Gesamtheit der Gläubigen mit einem Instinkt des Glaubens – dem ‚sensus fidei‘ –, der ihnen hilft, das zu unterscheiden, was wirklich von Gott kommt. Die Gegenwart des Geistes gewährt den Christen eine gewisse Wesensgleichheit mit den göttlichen Wirklichkeiten und eine Weisheit, die ihnen erlaubt, diese intuitiv zu erfassen, obwohl sie nicht über die geeigneten Mittel verfügen, sie genau auszudrücken“.³¹ Wie durch das „Instrumentum Laboris“ deutlich wird, bejaht eine Mehrheit der Gläubigen in den meisten Ländern oder Kontinenten die wichtigsten Einsichten und Sorgen der Kirche in Bezug auf Ehe und Familie. Dagegen wissen wir von bestimmten moraltheologischen Begriffen oder moralischen Geboten und Verboten, dass sie schon seit geraumer Zeit von einer großen Mehrheit der gut informierten und loyalen Christen nicht mehr geteilt oder sogar abgelehnt werden. 2014 veröffentlichte die „Internationale Theologenkommission“ ein Dokument über den „Sensus fidei im Leben der Kirche“.³² Zwei Abschnitte aus diesem Dokument möchte ich hier zitieren. Zunächst einen Abschnitt über die Rolle der gläubigen Laien bei der Entwicklung der kirchlichen Morallehre: „Es ist weniger gut bekannt und wird meistens weniger beachtet, welche Rolle die Laien im Blick auf die Entwicklung der kirchlichen Morallehre gespielt haben. Darum ist es wichtig, über die Funktion der Laien bei der Suche nach der christlichen Bedeutung eines entsprechenden menschlichen Verhaltens nachzudenken, das mit dem Evangelium übereinstimmt. Auf bestimmten Feldern hat sich die Lehre der Kirche dadurch weiter entwickelt, dass Laien entdeckten, welcher zwingende Auftrag sich aus neuen Situationen ergab. Die theologische Reflexion und das darauf folgende bischöfliche Lehramt beruhten auf einer christlichen Erfahrung, die schon durch die gläubige Sensibilität von Laien ans Licht gekommen war“ (Nr.73). Dazu ein Abschnitt über die mögliche Bedeutung einer unleugbaren Nicht-Rezeption: „Es kommt dann zu Problemen, wenn eine Mehrheit der Gläubigen gegenüber bestimmten lehrmäßigen oder moralischen Entscheidungen des Lehramts gleichgültig bleibt oder sie deutlich ablehnen. Diese fehlende Rezeption kann Ausdruck eines schwachen oder zu geringen Glaubens auf Seiten des Gottesvolks sein, hervorgerufen durch eine unzureichende kritische Anknüpfung an die Kultur der Gegenwart. In manchen Fällen kann sie aber darauf verweisen, dass bestimmte Entscheidungen von Amtsträgern ohne angemessene Aufmerksamkeit für die Erfahrung und den Glaubenssinn der Gläubigen oder vom Lehramt ohne ausreichende Beratung mit den Gläubigen getroffen wurden“ (Nr. 123). Diese „ausreichende Beratung mit den

³⁰ Diese Erweiterung ist auch ökumenisch wichtig. Andere Kirchen und christliche Gemeinschaften können das Naturrecht nur schwer als eine Art Offenbarung des Willens Gottes annehmen. Nach der Veröffentlichung von „Humanae Vitae“ schrieb Karl Barth in einem Brief vom 29. September 1968 an Paul VI, dass das Naturrecht in der Enzyklika als ‚eine zweite Offenbarungsquelle‘ betrachtet werde, was er nicht akzeptieren konnte (Vgl. „Karl Barth e il Concilio Vaticano II. Ad limina apostolorum e altri scritti“, a cura di F. Ferrario e M. Vergotti, Claudiana, 2012, S.64-65; vgl. Archief Willebrands, Brief von Barth vom 20. November 1968 an Willebrands, in: Dossiers, 351-363.

³¹ Papst Franziskus, „Evangelii Gaudium“, 119.

³² Internationale Theologenkommission, „Sensus Fidei nella vita della Chiesa, auf: www.vatican.va.

Gläubigen‘ muss nicht am Nullpunkt ansetzen. Wichtige Einsichten und Erfahrungen aus dem Gottesvolk warten schon viel zu lange auf genaueres Nachdenken und ein gründlicheres Gespräch.

Das dritte Element in Bezug auf die Lehre, das ich ansprechen möchte, hängt mit der Entwicklung der Moralthologie in der Zeit nach dem Konzil zusammen. Nach „*Humanae Vitae*“ und „*Familiaris Consortio*“ wurde die ‚Lehre der katholischen Kirche‘ fast ausschließlich mit nur einer moraltheologischen Schulrichtung verbunden, die auf einer eigenen Deutung des Naturrechts beruht. Vertreter anderer Deutungen des Naturrechts oder anderer moraltheologischer Schulrichtungen, die mehr von einem personalistischen Denken geprägt waren, wurden in die Ecke dessen gedrängt, was verdächtig oder zu meiden war. Dabei ging es nicht um Randfiguren, sondern um sehr fähige und verdiente Moralthologen wie P. Josef Fuchs SJ, P. Bernhard Häring CSsR und Prof. L.Janssens (KU Löwen). Sie gehörten der Generation der herausragendsten Bischöfe und Theologen auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil an und waren ihre Studienkollegen. Sie hatten an der theologischen Grundlage des Zweiten Vatikanums und dessen Fortschreibung in ihrer Lehrtätigkeit sowie ihren Veröffentlichungen beigetragen. Im Mittelpunkt ihres moraltheologischen Denkens stand der Mensch als Person und seine Entwicklung zum volleren Menschsein, im Licht der Vernunft und der Offenbarung. Sie zogen das dem Menschen Mögliche unter Berücksichtigung von schwierigen und brüchigen Verhältnissen, in denen die Entscheidungen nicht auf der Hand liegen, in Betracht. Sie schufen Raum für Wachsen und Entwicklung in dem oft turbulenten Verlauf menschlicher Lebensgeschichten. Sie berücksichtigten die Unterschiedlichkeit der Wirklichkeit und die Komplexität der Wahrheit. In ihrem methodischen Vorgehen erhielten Rationalität, Dialog, Duldsamkeit, Mitempfinden und Barmherzigkeit einen herausragenden Stellenwert. Aber sie wurden in den Jahren nach dem Zweiten Vatikanum an den Rand gedrängt. Diese kirchenpolitische Entwicklung hat sich auf die moraltheologische Diskussion in der Kirche und vor allem auf die Evangelisierung negativ ausgewirkt. Meiner Meinung nach wird die kommende Bischofssynode wenig zur Evangelisierung von Ehe und Familie beitragen können, wenn sie nicht zuallererst den Dialog mit der ganzen Breite der moraltheologischen Tradition der Kirche wieder aufnimmt. In der Kirche gab es immer unterschiedliche moraltheologische Modelle. Nur in ihrer Komplementarität können diese Modelle der vielgestaltigen Suchbewegung des menschlichen Denkens zur Wahrheit und Güte gerecht werden. Mir scheint an dieser Stelle wichtig, was Papst Franziskus in „*Evangelii Gaudium*“ schreibt: „Die verschiedenen Richtungen des philosophischen, theologischen und pastoralen Denkens können, wenn sie sich vom Geist in der gegenseitigen Achtung und Liebe in Einklang bringen lassen, zur Entfaltung der Kirche beitragen, weil sie helfen, den äußerst reichen Schatz des Worts besser deutlich zu machen. Denjenigen, die sich eine monolithische, von allen ohne Nuancierungen verteidigte Lehre erträumen, mag das als Unvollkommenheit und Zersplitterung erscheinen. Doch in Wahrheit hilft diese Vielfalt, die verschiedenen Aspekte des unerschöpflichen Reichtums des Evangeliums besser zu zeigen und zu entwickeln“.³³

³³ Papst Franziskus, „*Evangelii Gaudium*“, 40.

4. Die Kirche als Weggefährtin

Natürlich und glücklicher Weise begegne ich jeden Tagen Menschen, die sich mit ihrer Ehe Mühe geben und dem Versprechen treu bleiben, dass sie sich vor dem Altar gegeben haben: „NN, ich will dein Mann/deine Frau sein und verspreche dir die Treue in guten und in bösen Tagen, in Armut und Reichtum, in Gesundheit und Krankheit. Ich will dich lieben und ehren alle Tage meines Lebens.“ Dieses Versprechen auf Lebenszeit bildet den Mittelpunkt ihrer Beziehung und ihres Familienlebens. Es ist ihr ‚harter Kern‘ oder ihr ‚Rückgrat‘. Es ist das schönste Geschenk, das sie voneinander und Gott empfangen durften. Zurecht erwarten Verheiratete auch von der kirchlichen Gemeinschaft, dass sie ihnen beisteht, sie ermutigt und inspiriert. Im Übrigen ist hier ein aufrichtiges Wort der Anerkennung an alle Ehepaare am Platz, die sich Tag für Tag füreinander und für ihre Familie einsetzen, manchmal unter großen Opfern und viel Verzicht. Hinter einem ‚gewöhnlichen‘ Familienleben verbirgt sich oft eine ‚außergewöhnliche‘ Geschichte. Bei Besuchen in Pfarreien bitte ich immer darum, einige Hausbesuche bei Familien machen zu können, die eine schwierige Zeit durchzustehen oder ein schwieriges Ereignis zu bewältigen haben. Das sind für mich immer bewegende und einschneidende Begegnungen.³⁴ Sie erzählen mir etwas vom Evangelium.

- T. sorgt schon zehn Jahre selbst für seine Frau, die an Alzheimer leidet; um sie versorgen zu können, hat er seinen Betrieb zugemacht und beschränkt seine sozialen Kontakte auf ein Minimum; ihre einzige Kommunikation besteht in Gesten der Zärtlichkeit und Nähe.
- J. und F. haben vier eigene Kinder; außerdem haben sie noch zwei Kinder aus der Dritten Welt adoptiert; um für diese große Familie sorgen zu können, hat F. ihr Arbeitsverhältnis gekündigt; ihre Familie ist zu einer internationalen Gemeinschaft im Kleinen geworden.
- K. ist Mitte achtzig; seine Frau ist vor einigen Jahren gestorben; jetzt sorgt er selbst für ihren Sohn mit dem Down- Syndrom; der ist sechzig geworden und mit seiner Gesundheit geht es schleichend bergab.
- L. und M. haben eine schwierige Phase ihrer Beziehung hinter sich; M. hatte sich in einen anderen Mann verliebt und dachte an Scheidung; mit der Unterstützung durch Freunde und einen Beziehungstherapeuten haben sich beide wieder füreinander entschieden; sie hoffen, dass sie sich in ihrer Beziehung auch emotional wieder finden.
- M. wurde völlig unerwartet von ihrem Mann verlassen; obwohl sie die Hoffnung auf ein Wiederzusammenkommen aufgegeben hat, glaubt sie weiterhin an die einzigartige Bedeutung ihrer Ehe und ihres Versprechens; sie geht als alleinstehende Mutter weiter durch das Leben.

Neulich wies mich jemand zu Recht darauf hin, die Kirche verlange so viel Aufmerksamkeit und Verständnis für ‚außergewöhnliche‘ Situationen, dass ‚gewöhnliche‘ Ehepaare oder Familien sich beinahe als vergessene Gruppe fühlen würden. Diese ‚gewöhnlichen‘ Ehepaare verdienen es tatsächlich, dass sie die Kirche in ihrer Pastoral besser unterstützt und begleitet, auch in meinem Bistum. Ihr Einsatz und ihr Zeugnis sind für die

³⁴ Die Initialen in den wiedergegebenen Berichten sind nicht echt, wohl aber die Erzählung in großen Linien.

Zukunft unserer kirchlichen Gemeinschaft von großem Wert. Von ihnen kann die kirchliche Gemeinschaft viel darüber lernen, was es bedeutet, „ein Haus und eine Schule der Gemeinschaft“ zu bilden und daran weiter zu arbeiten.

Gleichzeitig spüre ich als Bischof, wie komplex sich die konkrete Wirklichkeit von Beziehungsbildung, Ehe und Familie heutzutage darstellt. Täglich höre ich Berichte über menschliches Scheitern und Neuanfänge, über Ohnmacht und Durchhalten, über das Standhalten gegenüber wirtschaftlichen und sozialen Gesetzmäßigkeiten, über die Sorge füreinander unter schwierigen Umständen. Auch diese Berichte rühren mich und erzählen mir vom Evangelium. Wie kann die Kirche auch ihre Weggefährtin sein?

- T. ist geschieden und Mutter von drei Teenagern. Ihre Kinder beginnen jetzt ihre Hochschulausbildung. Sie wohnt (noch) nicht mit ihrem neuen Partner zusammen, der auch Vater eines Teenagers ist. T. hat eine Teilzeitanstellung im Erziehungswesen. Monatlich bezieht sie 1100 Euro Lohn und 600 Euro Kindergeld. Das Leben ist für sie ein Kampf. Sie hat keinerlei finanzielle Reserven und muss sich jeden Tag abstrampeln, um ihr Familienleben in geregelte Bahnen zu bringen.
- T. ist Katechetin in der Pfarrei. Sie hat zwei Kinder. Ihre erste Ehe scheiterte und endete mit einer Scheidung. Sie ist zivil mit ihrem neuen Ehepartner verheiratet. Die Pfarrei und die Pastoral liegen ihr sehr am Herzen. Sie ist eines der aktivsten Mitglieder des pastoralen Teams.
- H. und B. sind beide in den Siebzigern und beinahe fünfzig Jahre verheiratet. Sie haben vier Kinder. Eine Tochter hat mit ihnen gebrochen, als sie Anfang Zwanzig war. Sie wissen, dass die Tochter einmal einen Partner hatte und Mutter geworden ist. Dass der Bruch mit ihrer Tochter sich unter Umständen vor ihrem Tod nicht mehr heilen lässt, bedeutet für H. und B. eine unheilbare Wunde und ein ständiger Schmerz.
- F. ist Mitte Zwanzig. Sie hat das Studium abgeschlossen, ist in der Jugendpastoral aktiv und hat an den Weltjugendtagen teilgenommen. Ihr Freund nennt sich gläubig, fühlt sich aber in der Kirche nicht zuhause. Was F. für das Evangelium und für die Kirche empfindet, kann sie nur schwer mit ihm teilen, obwohl sie innerlich so tief mit ihm verbunden ist, dass sie ihn heiraten möchte. Sonntags geht sie allein zur Eucharistiefeier.
- J. und K. sind als homosexuelles Paar zivil getraut. Für ihre Eltern war und ist ihre Entscheidung schwer nachvollziehbar. Dennoch sind sie zuhause genauso willkommen wie die anderen Kinder. Das schätzen sie an ihren Eltern und Familien sehr. Sie haben Schwierigkeiten mit dem Standpunkt der Kirche.
- Im Hafen von Antwerpen fahren jeden Tag riesige Hochseeschiffe aus und ein. Ihre Mannschaften bestehen aus Seeläuten aus Asien, Afrika oder Osteuropa. Es handelt sich oft um junge Männer, teils verheiratet, teils unverheiratet. Manche Seeleute, beispielsweise von den Philippinen, arbeiten auf See mit Neunmonatsverträgen und sehen Frau und Kinder erst nach dieser Zeit wieder. Ihre spärlichen Kontakte laufen über Internet, Webcam oder Telefon. Sie können dabei auf die Unterstützung des „Antwerp Seafarers‘ Centre ‚Stella Maris““ zählen.
- Eine flämische Familie hat als Hausangestellte eine Frau mittleren Alters aus Polen. Um die höhere Ausbildung ihrer Kinder bezahlen zu können, kommt sie nach Belgien zur

Arbeit. Sie ist glücklich, dass sie so ihren Kindern helfen kann. Als Ehefrau und Mutter ist sie dadurch aber monatelang von der eigenen Familie weg.

- Die Familie B. kommt aus Armenien. Sie besteht aus vier Erwachsenen: Vater, Mutter und zwei Söhne. Die Familie wohnt schon acht Jahre in Belgien und hofft noch immer auf die Einbürgerung. Der Vater und der jüngste Sohn leiden unter der Huntington-Krankheit. Der älteste Sohn ist schwach geworden. Die Mutter steht dauernd unter Stress. Sie erhalten seit drei Jahren eine Unterstützung durch die flämische Agentur für Behinderte. Ihre Kosten übersteigen das Einkommen. Sie sind abhängig vom sozialen Lebensmittelladen und von der Lebensmittel- und Bekleidungsunterstützung.

Ich könnte diese Reihe endlos fortsetzen. Darum geht es nicht. Ich möchte nur die Komplexität des veränderten Kontexts deutlich machen, in dem sich heute Beziehung, Ehe und Familie abspielen und der Erwartung, die viele nach wie vor an die Kirche als ‚Weggefährtin‘ haben. Was erhoffe ich mir dann von der Synode? Dass sie keine platonische Synode wird. Dass sie sich nicht auf das sichere Eiland der lehrmäßigen Diskussionen oder allgemeinen Normen zurückzieht, sondern die konkrete und komplexe Lebenswirklichkeit in den Blick nimmt. Sie kann sich von diesen starken Sätzen von Papst Franziskus inspirieren lassen: ‚Mir ist eine verbeulte Kirche, die verletzt und beschmutzt ist, weil sie auf die Straßen hinausgegangen ist, lieber, als eine Kirche, die aufgrund ihrer Verslossenheit und ihrer Bequemlichkeit, sich an die eigenen Sicherheiten zu klammern, krank ist. Ich will keine Kirche, die darum besorgt ist, der Mittelpunkt zu sein, und schließlich in einer Anhäufung von fixen Ideen und Streitigkeiten verstrickt ist. Wenn uns etwas in heilige Sorge versetzen und unser Gewissen beunruhigen soll, dann ist es die Tatsache, dass so viele unser Brüder und Schwestern ohne die Kraft, das Licht und den Trost der Freundschaft mit Jesus Christus leben, ohne ein Glaubensgemeinschaft, die sie aufnimmt, ohne einen Horizont von Sinn und Leben. Ich hoffe, dass mehr als die Furcht, einen Fehler zu machen, unser Beweggrund die Furcht sei, uns einzuschließen in die Strukturen, die uns einen falschen Schutz geben, in die Normen, die uns in unnachsichtige Richter verwandeln, in die Gewohnheiten, in denen wir uns ruhig fühlen, während draußen eine hungrige Menschenmenge wartet und Jesus uns pausenlos wiederholt: ‚Gebt ihr ihnen zu essen!‘ (Mk 6,37).³⁵

In ihrer Haltung zu den Menschen gibt es für die Kirche keine symmetrische oder auf Gegenseitigkeit beruhende Beziehung. Auch wenn Menschen sich von der Kirche oft fernhalten, akzeptieren sie nicht, dass die Kirche sie abschreibt oder links liegen lässt. Damit haben sie übrigens nicht Unrecht. Es geht hier ja um Jesus Christus und die Sendung, die er der Kirche anvertraut hat. Mit welchen Menschen hatte Jesus Umgang und wie ging er dabei vor? Jesus und seine Jünger machten auf ihre Umgebung einen überraschenden Eindruck. Sie waren den Menschen sehr nahe. Verglichen mit anderen religiösen und gesellschaftlichen Gruppen machten sie einen ziemlich gewöhnlichen und schlichten Eindruck. Sie gingen ihren Weg ohne Einbildung. Gleichzeitig strahlten sie einen deutlichen Unterschied aus, etwas, was Erstaunen hervorrief. Zur Freude vieler und zum wachsenden Ärgernis anderer. Worin bestand der Unterschied, den sie ausstrahlten? Unter anderem darin: Dass sie frei waren und Freude brachten, dass sie verurteilte und verlorene Menschen wieder in die Mitte des Kreises holten, dass sie zum

³⁵ Papst Franziskus, „Evangelii Gaudium“, 49.

Mitleiden und zur Vergebung aufriefen, dass sie jeglichen Gebrauch von Macht und Gewalt ablehnten, dass sie den letzten Platz einnehmen wollten und an die Kraft einer Liebe glaubten, die nicht mit Belohnung rechnet. Ganz ‚nahe‘ und doch ganz ‚verschieden‘: So wirkten Jesus und seine Jünger auf ihre Zeitgenossen. Außerdem verlieh Jesus der Gemeinschaft um ihn herum keine exklusiven Züge. Er kam Menschen nahe und versammelte sie in mehreren Kreisen um sich. Zwischen dem inneren und dem äußeren Kreis ließ er viele Schattierungen zu. Um es in der Bildsprache Jesu zu sagen: Manchmal war er wie ein Sämann, manchmal wie ein Hirte, manchmal wie ein Gastgeber. Immer wieder standen oder saßen Menschen in wechselnden Kreisen um ihn herum. Dieser konzentrische Aufbau gehört zur Architektur der kirchlichen Gemeinschaft, wie Jesus sie konfiguriert hat. Ich hoffe, die Synode wird diese Architektur zu ihrem Recht kommen lassen.

Im kirchlichen Diskurs über Ehe und Familie dürfen Worte wie ‚Weggefährtin‘ und ‚Brüderlichkeit‘ deutlicher erklingen, wie Papst Franziskus schreibt: „ Es ist nötig, zu der Einsicht zu verhelfen, dass der einzige Weg darin besteht zu lernen, den Mitmenschen in der rechten Haltung zu begegnen, indem man sie schätzt und als Weggefährten akzeptiert ohne innere Widerstände. Noch besser: Es geht darum zu lernen, Jesus im Gesicht der anderen, in ihrer Stimme, in ihren Bitten zu erkennen. Und auch zu lernen, in einer Umarmung mit dem gekreuzigten Jesus zu leiden, wenn wir ungerechte Aggressionen oder Undankbarkeiten hinnehmen, ohne jemals müde zu werden, die Brüderlichkeit zu wählen“.³⁶

5. ‚Regelgerechte‘ und ‚unregelmäßige‘ Situationen

In ihrer Standardterminologie spricht die Kirche von ‚regelgerechten‘ und ‚unregelmäßigen‘ Situationen. Der Unterschied zwischen beiden beruht auf moraltheologischen Überlegungen und hat kirchenrechtliche Folgen, unter anderem im Bereich der Sakramente. Es geht mir nicht darum, die Legitimität dieser Unterscheidung in Frage zu stellen. Es ist im Interesse eines jeden, dass die Kirche Menschen das zu unterscheiden hilft, was mit dem Plan Gottes für ihr Leben übereinstimmt und wie sie sich darin entfalten können. Außerdem gehört es zur Aufgabe der Kirche, die Gläubigen zu einer geordneten Gemeinschaft mit Rechten und Pflichten für einen jeden zusammenzuführen. Dennoch müssen wir sehr behutsam mit der Unterscheidung zwischen ‚regelgerecht‘ und ‚unregelmäßig‘ umgehen. Die Wirklichkeit ist oft viel komplexer, als es zwei gegensätzliche Begriffe wiedergeben können: gut oder schlecht, wahr oder unwahr, recht oder unrecht. Diese Art des zweipoligen Denkens wird selten der ganzen Lebensgeschichte von Menschen und ihrer Situation gerecht.

Zunächst ist festzuhalten, dass in den meisten christlichen Familien sowohl regelgerechte wie unregelmäßige Situationen vorkommen. Diese Gemengelage von Situationen verhindert aber nicht, dass sich Familienmitglieder immer wieder unterstützen und gegenseitig wertschätzen. Glücklicher Weise. Die Kirche darf die Bedeutung dieser Solidarität unter Familienmitgliedern nicht unterschätzen. Auf diesem Feld haben Menschen ihre Wut und Unverständnis mir gegenüber zum Ausdruck gebracht. Ein Bruder ärgert sich, weil seine Schwester, die wiederverheiratet ist, in der Eucharistiefeier keine Lektorin mehr sein dürfe. Ein Vater fordert

³⁶ Papst Franziskus, „Evangelii Gaudium“, 91.

mehr Verständnis für seinen homosexuellen Sohn, der sich von der Kirche verstoßen fühlt. Eine Großmutter kann nicht nachvollziehen, warum der Pfarrer der Verbindung ihrer Enkelin mit einem geschiedenen Mann nicht den kirchlichen Segen geben will. Zwar stellen Menschen Fragen in Bezug auf den Lebensweg ihrer Verwandten, zwar würden sie ihn lieber anders sehen und stimmt ihn dies traurig, dennoch lassen sie einander nicht fallen. Für die betroffenen Personen ist diese Solidarität ein wichtiges Zeichen von Gottes Treue zu jedem Menschen, gleich was ihm oder ihr widerfahren mag. Ihrem Empfinden nach darf die Kirche nicht hinter dem zurückstehen, was sie sich gegenseitig in der Familie auch weiterhin an Unterstützung und Gastfreundschaft zukommen lassen.

Im gleichen Kontext habe ich mehrfach feststellen müssen, wie anstößig die Sprache der Kirche gegenüber bestimmten Personen oder Situation wirken kann. Wer sich mit Menschen in ein Gespräch begeben will, muss sich davor hüten, ethische Qualifizierungen zu verwenden, die zur gelebten Wirklichkeit quer stehen und deshalb sehr herabsetzend klingen. Viele unserer kirchlichen Dokumente brauchen an diesem Punkt dringend eine Revision. Wenn ich mit Menschen rede, kann ich bestimmte Formulierungen aus kirchlichen Dokumenten nicht verwenden, ohne sie ungerechtfertigt zu beurteilen, sie tief zu verletzen oder ihnen ein falsches Bild von Kirche zu vermitteln.

- K. und P. sind seit dreißig Jahren verheiratet und haben vier Kinder; das ist ungefähr das Dreifache der durchschnittlichen Kinderzahl in einer belgischen Familie; nach der Geburt des vierten Kindes hatten sie die Grenzen ihrer Belastungsfähigkeit erreicht und haben beschlossen, durch den Gebrauch von Verhütungsmitteln weitere Kinder auszuschließen. Kann man ohne Nuancierung von diesen von diesen Eltern, die vier Kinder haben sagen, dass die die eheliche Liebe verfälschen, die wesensgemäße Verbindung von Ehe und Fruchtbarkeit missachten und sich nicht ganz einander schenken? Oder darf man ihr großmütiges Elternsein wertschätzen und sie bestärken in der Sorgfalt, mit der sie ihre Beziehung pflegen und sich weiter um den Aufbau eines gastfreundlichen Zuhause für ihre Kinder bemühen?
- A. und L. versuchten alles, um ein Kind zu bekommen. Weil L. langsam auf die Vierzig zugeht, begann die Zeit für sie knapp zu werden. Ihr Kinderwunsch war ganz und gar ehrlich und großzügig, außerdem von einem tiefen christlichen Glauben getragen. Wegen medizinischer Probleme nahmen sie eine homologe ‚in vitro‘- Befruchtung in Anspruch. Kann man über dieses Ehepaar generalisierend sagen, dass sie wegen der medizinischen Intervention einer Vorherrschaft der Technik gegenüber der Bestimmung des Menschen Tür und Tor öffne, ihr Handeln sich im Widerstreit zur gemeinsamen Würde der Eltern und Kindern befinde und sie ihr Kind als ein Eigentumsobjekt betrachten? Oder darf man sie in ihrem tiefen Wunsch verstehen, die Verbindung von Liebe und Fruchtbarkeit zu bewahren, und hoffen, dass ihr Kinderwunsch dank der Hilfe fachlich kompetenter und sorgfältiger Ärzte erfüllt werden kann?
- J. und M. sind beide Mitte Zwanzig und haben ihr Hochschulstudium abgeschlossen; sie haben beide Arbeit gefunden und wohnen unverheiratet zusammen; sie haben die Absicht, beieinander zu bleiben und eine Familie zu gründen. Ihre Eltern und die ganze Familie schauen mit Vertrauen auf die Art und Weise, in der sie zusammen ihren Weg

durch das Leben suchen. Muss man von diesen jungen Menschen a priori sagen, sie hätten sich für eine Ehe auf Probe entschieden, die menschliche Vernunft belege die Unannehmbarkeit ihrer Entscheidung und sie begegneten einander auf eine Art, die ihrer Würde als Personen widerspreche und gegen das Ziel der Liebe verstoße? Oder darf man sie in der Entscheidung, die sie füreinander treffen, ermutigen, in der Hoffnung, dass ihre Beziehung sich hin zu einer zivilen Eheschließung und einer sakramentalen Ehe entwickelt?

Gewiss verdienen solche Situationen mehr Respekt und eine nuanciertere Beurteilung, als es die Sprache bestimmter kirchlicher Dokumente nahelegen könnte. Der Mechanismus von Beschuldigung und Ausschließung, der aus ihnen spricht, kann den Weg der Evangelisierung nur versperren. Von ‚Weggefährten‘ und ‚Brüderlichkeit‘ ist in dieser Sprache wenig zu spüren. An dieser Stelle muss die Kirche erneut lernen, wie eine Mutter zu sprechen, wie Papst Franziskus schreibt: „Sie erinnert uns daran, dass die Kirche Mutter ist und zum Volk so predigt wie eine Mutter, die zu ihrem Kind spricht im Bewusstsein, dass das Kind darauf vertraut, dass alles, was sie lehrt, zu seinem Besten ist, denn es weiß sich geliebt. Außerdem weiß die gute Mutter alles anzuerkennen, was Gott in ihr Kind hineingelegt hat, hört seine Sorgen an und lernt von ihm. Der Geist der Liebe, der in einer Familie herrscht, leitet die Mutter ebenso wie das Kind in ihren Gesprächen, wo man korrigiert und das Gute würdigt“.³⁷

An dieser Stelle noch eine Überlegung zur Geschichtlichkeit unseres gesamten Denkens und Handelns, auch in der Kirche. Die Unterscheidung zwischen ‚regelgerechten‘ und ‚unregelmäßigen‘ Situationen hat nicht nur mit Moraltheologie und Kirchenrecht zu tun, sondern auch mit Kultur und Geschichte. Wie Menschen an ihrer Beziehung arbeiten, wie und wann sie sich für Kinder entscheiden, wie und wann sie eine Beziehung als ‚unauflöslich‘ betrachten und erfahren: Es handelt sich um menschliche Wirklichkeiten, geprägt von Zeit und Kultur, von Herkunft und Bildung, von wechselnden Einsichten und Gefühlen. Die Jahrhunderte hindurch kannte jede Elterngeneration das verstörende Gefühl des ‚unsere Kinder machen es anders‘. Übrigens war die Ehe das am wenigsten selbstverständliche der sieben Sakramente. Im Unterschied zu den anderen Sakramenten besiegelt die Ehe eine menschliche Vorgabe: die lebenslange Verbindung, die Mann und Frau miteinander eingehen, nach den Regeln der jeweiligen Zeit und Kultur. In der lateinischen Tradition der katholischen Kirche ist übrigens nicht der Priester der Handelnde bei der Eheschließung, sondern es sind die Eheleute selber, die sich gegenseitig das Ehesakrament spenden. Es hat dann auch Jahrhunderte gedauert, nämlich bis ins 12. Jahrhundert, bevor die Ehe definitiv in die Liste der sieben Sakramente aufgenommen wurde. Die Frage, ab wann eine Ehe als unauflöslich betrachtet werden muss, war ebenfalls lange Zeit strittig. Die Entstehungsgeschichte des doppelten Kriteriums ‚ratum et consummatum‘ ist an dieser Stelle besonders aufschlussreich.³⁸ Es geht mir hier nicht darum, die Legitimität dieses

³⁷ Papst Franziskus, „Evangelii Gaudium“, 139.

³⁸ Dem römischen Recht zufolge kam die Ehe durch den Konsens der betroffenen Parteien in einer privaten, familiären Feier zu Stande. Der ‚körperliche Vollzug‘ war dabei nicht relevant. Den germanischen Rechtstraditionen zufolge, die in Europa die Leerstelle nach dem Zerfall des Römischen Reiches und des zugehörigen Rechtssystems ausfüllten, kam die Ehe gerade durch die ‚körperliche Inbesitznahme‘ der Braut zu Stande, wie man das freundlich umschrieb. Eine Ehe war nach dieser

Kriteriums in Frage zu stellen. Ich möchte nur darauf hinweisen, woher dieses Kriterium stammt: nicht aus der Offenbarung oder der Dogmengeschichte, sondern aus der komplizierten Rechtsgeschichte der Kirche. Es muss deshalb nicht leichter, aber auch nicht schwerer wiegen als notwendig. Auch die erforderliche ‚Form‘ für das Schließen einer gültigen sakramentalen Ehe wurde im Lauf der kirchlichen Rechtsgeschichte verschiedentlich verändert oder unterschiedlich umgesetzt. Übrigens kannte die Kirche im Lauf der Jahrhunderte mehr Varianten im Blick auf das Thema Ehe und Familie. Neben den westlichen Rechtstraditionen bestand und besteht in der Kirche auch eine östliche Rechtstradition im Blick auf Ehe und Familie. Es gab die Ehe von Personen, die heute als minderjährig gelten, oder die reguläre Ehe mit dem gegenseitigen Versprechen der Oberhäupter beider Familien (wie es sie in bestimmten Regionen noch heute gibt). Von der Französischen Revolution an schuf die Einführung der Zivilehe (und der zivilen Ehescheidung) einen neuen rechtlichen Kontext, auch für die katholischen Gläubigen. Seit der Mitte des letzten Jahrhunderts verfügten die Ehepaare zum ersten Mal in der Geschichte über die notwendigen Kenntnisse und Methoden der Geburtenregelung. Dazu kam das Problem der Überbevölkerung und die Ausbreitung des HIV- Virus. Heute führen die Legalisierung eheähnlicher Formen des Zusammenlebens oder die Ehe von zwei Personen des gleichen Geschlechts wieder zu neuen Situationen und Einsichten in Bezug auf Ehe und Familienleben. Außerdem leben die Menschen viel länger als früher, wodurch ihre Beziehungen viel länger die Probe der Zeit bestehen müssen. Wieder andere können aufgrund der längeren Lebenserwartung in ihren mittleren Jahren noch eine neue Beziehung eingehen. Dieser sich stets verändernde Kontext ist als solcher nicht anti-christlich oder anti-kirchlich ausgerichtet. Er ist Teil der geschichtlichen Bedingungen, in denen sowohl der Kirche wie die einzelnen Gläubigen ihre Verantwortung wahrnehmen müssen. Er stellt die Kirche im Übrigen vor eine wichtige Frage: wie sich ihre Lehre und das konkrete Leben in einer fruchtbaren Spannung begegnen und befragen können. In fast allen Antworten auf die römische Fragenliste finde ich die Erwartung, dass die Kirche auch in anderen Formen des Zusammenlebens als der klassischen Ehe Gutes und Wertvolles anerkennen sollte. Diese Frage scheint mir berechtigt.

6. Wiederverheiratete Geschiedene

Ein Problem, das aus vielen Ländern in den Vordergrund gestellt wird, ist das der wiederverheirateten Geschiedenen und ihres Ausschlusses von der eucharistischen Gemeinschaft. Im „Instrumentum Laboris“ heißt es dazu: „Viele der vor allem aus Europa, Amerika und einigen Ländern Afrikas eingegangenen Antworten verzeichnen ein deutliches Verlangen, die Sakramente der Buße und der Eucharistie empfangen zu können. Das Verlangen wird vor allem dann stärker,

Tradition nicht definitiv, solange sie nicht körperlich vollzogen war. Beide Rechtstraditionen, die römische und die germanische, hatte unter den Kanonisten Anhänger: Die Schule von Paris stand gegen die von Bologna. Als Rolando Bandinelli zum Papst gewählt wurde (Alexander III, 1159-1181), verwendete er die Unterscheidung zwischen ‚ratum‘ und ‚consummatum‘, um diesen anschwellenden Streit unter Kanonisten zu schlichten. Er verband beide Schulen zu einer Formel: Eine sakramentale Ehe, die gültig geschlossen ist (ratum) und außerdem körperlich vollzogen wurde (consummatum), kann selbst der Papst nicht mehr auflösen. Später ging das zweifache Kriterium ‚ratum et consummatum‘ zurecht in die päpstlichen Dekretalien ein, von dort in den Codex von 1917 und den von 1983. Bis heute kann der Papst eine sakramentale Ehe auflösen, die nicht vollzogen wurde, ebenso eine Ehe, die nicht sakramental geschlossen wurde (Privilegium Paulinum et Petrinum).

wenn die Kinder die Sakramente empfangen. Manchmal wird die Zulassung zur Kommunion als eine Art ‚Legitimierung‘ von Seiten der Kirche ersehnt, um das Gefühl des Ausschlusses oder der Marginalisierung zu überwinden. Diesbezüglich schlagen einige vor, die Praxis einiger orthodoxer Kirchen zu bedenken, die ‚ihrer Meinung nach, den Weg zu einer zweiten oder dritten Ehe mit Bußcharakter öffnen(...) Andere erbitten die Klärung der Frage, ob es hier nur um ein disziplinäres oder ein dogmatisches Problem geht‘.³⁹ Ich möchte zu dieser Frage drei Überlegungen anstellen.

Die erste Überlegung betrifft die enge Verbindung, die die kirchliche Lehre heute zwischen dem Ehesakrament und dem Sakrament der Eucharistie herstellt. Zweifelsohne stehen beide Sakramente miteinander in Beziehung. Das sakramentale Leben der Kirche ist ein organisches Ganzes, in dem das eine Sakrament für das andere den Zugang eröffnet und neu öffnet. Dennoch kann die Frage gestellt werden, wie die Unauflöslichkeit der Ehe zwischen Mann und Frau und die Unauflösbarkeit der Verbindung zwischen Christus und der Kirche sich zueinander verhalten. Die ‚Beziehung‘, von der Paulus in seinem Brief an die Epheser spricht, ist keine ‚Identifikation‘.⁴⁰ Die beiden ‚Unauflöslichkeiten‘ haben nicht die gleiche Heilsbedeutung. Sie verhalten sich zueinander als ‚Zeichen‘ und ‚Bezeichnetes‘. Wer Christus für uns ist und was er für uns getan hat, übersteigt bleibend unser menschliches und kirchliches Leben. Kein ‚Zeichen‘ kann je die ‚Wirklichkeit‘ seiner liebenden Verbindung mit der Kirche und mit der Menschheit umfassend abbilden. Selbst die schönste Widerspiegelung der Liebe Christi ist von menschlicher Begrenztheit und Sündigkeit geprägt. Zwischen ‚Zeichen‘ und ‚Bezeichnetem‘ bleibt ein sehr großer Abstand. Dieser Abstand ist für uns übrigens Glück und Segen. Niemals vermag unsere Schwachheit die Treue Jesu zur Kirche ungesehen machen. Aus der Unauflöslichkeit seines Opfers am Kreuz und aus seiner Liebe zur Kirche strömt die Barmherzigkeit, mit der er uns immer wieder begegnet, auch in der Feier der Eucharistie.

Die zweite Überlegung betrifft die Teilnahme an der Eucharistie. Im Ökumenismusdekret „Unitatis Redintegratio“ trifft das Zweite Vatikanische Konzil eine Unterscheidung zwischen zwei Prinzipien, die sich zueinander dialektisch verhalten: die Teilnahme an der Eucharistie als ‚Zeichen der Einheit‘ und als ‚Mittel der Gnade‘.⁴¹ Beide Prinzipien gehören zueinander: Sie verweisen aufeinander und verstärken sich gegenseitig, in einer kreativen Spannung. Diese Zugewandtheit auf die Eucharistie scheint mir hier bedeutungsvoll. Entsprechend der heutigen Lehre und Disziplin können wiederverheiratete Geschiedene die Kommunion nicht empfangen, weil ihre neue Beziehung wegen der zerbrochenen Verbindung nicht mehr ‚Zeichen‘ für die unverbrüchliche Verbindung zwischen Christus und der Kirche ist. Selbstverständlich hat dieser Gedanke Gewicht. Dennoch muss die Frage gestellt werden, ob damit über ihr geistliches Leben und über die Eucharistie alles gesagt ist. Auch wiederverheiratete Geschiedene brauchen die

³⁹ „Instrumentum Laboris“, 95.

⁴⁰ „Dies ist ein tiefes Geheimnis; ich beziehe es auf Christus und die Kirche“(Eph 5,32).

⁴¹ Zweites Vatikanum, Dekret „Unitatis Redintegratio“,8: „Man darf jedoch die Gemeinschaft in den heiligen Dingen nicht als unterschiedslos anwendbares Mittel zur Wiederherstellung der Einheit der Christen betrachten. Diese Gemeinschaft hängt hauptsächlich von zwei Prinzipien ab: von der Bezeichnung der Einheit der Kirche und von der Teilnahme an den Mitteln der Gnade. Die Bezeichnung der Einheit verbietet meistens eine Gemeinschaft. Die Sorge um die Gnade empfiehlt sie bisweilen“.

Eucharistie, um in der Verbundenheit zu Christus und der kirchlichen Gemeinschaft zu wachsen und um als Christen in der neu entstandenen Situation ihre Verantwortung wahrzunehmen. Über ihre geistliche Not und über ihre Bitte, die Eucharistie als ‚Mittel der Gnade‘ zu empfangen, kann die Kirche nicht einfach hinwegsehen. Übrigens braucht auch jemand, der sich in einer ‚regelgerechten‘ Situation befindet, die Eucharistie als ‚Mittel der Gnade‘. Nicht ohne Grund sind die letzten Gebete vor der Kommunion das ‚Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt, erbarme dich unser‘ und das ‚Herr ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach; aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund‘.⁴²

Die dritte Überlegung betrifft die Frage, ob der Ausschluss der wiederverheirateten Geschiedenen von der Kommunion wirklich der Intention Jesu bezüglich der Eucharistie entspricht. Ich möchte keine vereinfachende Antwort vorschlagen, obwohl mich die Frage nicht loslässt. Im Evangelium gibt es so viele Worten und Handlungen Jesu, von denen die Kirche seit der Zeit der Kirchenväter behauptet, sie hätten gleichzeitig eine eucharistische Bedeutung. Sie handeln ja über die Tischgemeinschaft im Reich Gottes. Für ein gutes Verständnis der Eucharistie ist es wichtig, zu lesen, das eine zahlreiche Gesellschaft von Zöllnern und Sündern mit Jesus und seinen Jüngern zu Tisch sitzen (Lk 5,27-30); dass Jesus ausgerechnet bei dieser Gelegenheit am Tisch sagt, er sei nicht gekommen, die Gerechten zur Umkehr zu rufen, sondern gerade die Sünder (Lk 5,31-32); dass alle, die nah und fern gekommen sind, um dem Wort Jesu zu lauschen, von ihm und den Aposteln auch Brot zu essen bekommen (Lk 9,10-17); dass man zu einem Festmahl vor allem Arme, Krüppel und Blinden einladen soll (Lk 14,12-14); dass der barmherzige Vater für seinen verlorenen Sohn das beste Gastmahl bereitet, zum Ärger des ältesten Sohnes (Lk 15,11-32); dass Jesus vor dem Letzten Abendmahl zuerst die Füße seiner Jünger wäscht, einschließlich Petrus und Judas, und ihnen den Auftrag gibt, seinem Beispiel zu folgen, jedes Mal, wenn sie seiner gedenken (Joh 13,14-17). Ich möchte aus diesen Hinweisen keine Schlagzeilen machen, aber ich bin der Überzeugung, dass wir sie hier nicht außen vor lassen können. Es muss eine Korrelation zwischen den vielen Mahlworten und -handlungen Jesu und seiner Absicht mit der Eucharistie bestehen. Wenn Jesus eine solche Offenheit und Barmherzigkeit im Zusammenhang mit der Mahlgemeinschaft im Reich Gottes an den Tag legt, verfügt die Kirche meines Erachtens über ernsthafte Hinweise, um zu prüfen wie sie auch wiederverheirateten Geschiedenen den Zugang zur Kommunion unter bestimmten Bedingungen ermöglichen kann.

Wie geht die Kirche unter diesen und vergleichbaren Umständen mit ‚unregelmäßigen‘ Situationen um? In dieser Beziehung verläuft meiner Einschätzung nach eine kulturelle Trennlinie zwischen Süd- und Nordeuropa. Südeuropa toleriert einen weit größeren Abstand

⁴² Vgl. Papst Franziskus, „Evangelii Gaudium“, 47: „Die Eucharistie ist, obwohl sie die Fülle des geistlichen Lebens darstellt, nicht eine Belohnung für die Vollkommenen, sondern ein großzügiges Heilmittel und eine Nahrung für die Schwachen. Diese Überzeugungen haben auch pastorale Konsequenzen, und wir sind berufen, sie mit Besonnenheit und Wagemut in Betracht zu ziehen. Häufig verhalten wir uns wie Kontrolleure der Gnade und nicht wie ihre Förderer. Doch die Kirche ist keine Zollstation, sie ist das Vaterhaus, wo Platz ist für jeden mit seinem mühevollen Leben“. Papst Franziskus verweist hier auf den H. Ambrosius, „De sacramentis“, IV,6,28: PL 16, 4646; SC 25,87: „Ich muss ihn immer empfangen, damit er immer meine Sünden vergibt. Wenn ich ständig sündige, muss ich immer ein Heilmittel haben“.

zwischen Realität und Norm als Nordeuropa. Die römische Rechtstradition war vor allem darum bemüht, schöne Gesetze zu erlassen; ob diese umgesetzt wurden, war für sie eine geringere Sorge. In Südeuropa erhielt ich außerdem den Eindruck, dass das, was vom Ideal abweicht, nicht normiert werden kann oder muss. Man ist irgendwie in der Lage sich mit der Situation zu arrangieren. Nordeuropa tut sich damit schwer. Auch das, was weniger schön und positiv ist, muss bei uns auf gesetzlichem Weg kanalisiert und geregelt werden können. Nach unserem Empfinden kommt man nicht dadurch weiter, dass über eine Sache nicht gesprochen oder sie verschwiegen wird. Im Gegenteil: So wächst nur der ‚Schwarzmarkt‘. Außerdem bevorzugt Nordeuropa eine geringere Zahl von Gesetzen, aber dann Gesetze, die auch umgesetzt werden. Vor etwa zwanzig Jahren versuchten einige deutsche Diözesanbischöfe, für ihr Bistum eine theologisch und pastoral begründete Regelung für die Zulassung von wiederverheirateten Geschiedenen zur Kommunion auszuarbeiten.⁴³ Ich möchte hier nicht das inhaltliche Gewicht ihres Vorschlags bewerten. Mich bekümmert allerdings Folgendes: Wenn Bischöfe daran gehindert werden, ihren Mitarbeitern im Umgang mit unregelmäßigen Situationen verbindliche Leitlinien zu geben, werden diese verunsichert. Nicht selten werden Priester oder pastorale Mitarbeiter mit unregelmäßigen Situationen konfrontiert, in denen ein wohlüberlegtes Urteil notwendig ist. Mit Recht erwarten sie dabei von ihrem Bischof Kriterien und Leitung. Das Fehlen solcher Leitungsverantwortung kann aber zu noch größerer Verwirrung führen und die Autorität des Bischofs als ‚Hirte‘ des ihm anvertrauten Gottesvolkes weiter unterminieren. Es mag zwar paradox klingen, aber bessere Normen für den Umgang mit unregelmäßigen Situationen können der Ausübung von kirchlicher Leitung nur nützen. Die Rechtstradition des Ostens mit der Möglichkeit, außergewöhnliche Situationen nach dem Grundsatz der ‚Barmherzigkeit‘ (epikeia, oikonomia) zu regeln, kann ein Ansatz dafür sein.⁴⁴ Auch in dieser Hinsicht schaue ich mit Hoffnung auf die kommende Synode.

Zum Schluss noch ein Wort aus dem Blickwinkel der Kinder oder Enkelkinder. Wie alle Bischöfe komme ich in viele Pfarreien, um das Firmsakrament zu spenden. Die meisten Firmlinge in meinem Bistum sind zwölfjährige Kinder. Viele davon kommen aus einer zweiten Ehe oder einer neu zusammengefügt Familie. Vor mir sitzt jedes Mal eine große Gemeinschaft aus Kindern, Eltern, Großeltern und anderen Familienmitgliedern. Ich weiß natürlich, dass die meisten von ihnen nur selten an der Eucharistiefeier teilnehmen. Dennoch wollen sie auf diese Feier nicht verzichten. Das Kind, das gefirmt wird, bringt die Familie zusammen. Diese Feier hat übrigens eine große Bedeutung für die religiöse Verbindung zwischen den aufeinander folgenden Generationen in der Familie. Außerdem bedeuten solche Feiern in bestimmten Familien einen seltenen ‚Friedenzustand‘, für den Frustrationen und Konflikte untereinander kurze Zeit in den Hintergrund treten. Bei der Kommunionausteilung kommen die meisten Familienmitglieder

⁴³ Ihr Vorschlag enthielt klare Bedingungen: Dass die wiederverheirateten Personen das Missglücken ihrer ersten Ehe aufrichtig betrauern, dass sie den Verpflichtungen bleibend nachkommen, die sich aus der ersten Ehe ergeben, dass eine Wiederherstellung der ersten Beziehung definitiv ausgeschlossen ist, dass man Verbindungen, die sich aus der neu geschlossenen Zivilehe ergeben, nicht ohne neue Nachlässigkeit oder Schuld nicht aufgeben kann, dass man sich ehrlich bemüht, die neue Zivilehe in christlichem Geist zu führen und die Kinder im Glauben zu erziehen, das man in der neuen Situation nach den Sakramenten als Kraftquelle verlangt; vgl. W. Kasper, „Das Evangelium von der Familie. Die Rede vor dem Konsistorium“, Herder, 2014, S.65-66.

⁴⁴ Vgl. „Instrumentum Laboris“, 95.

spontan nach vorn zum Empfang der Kommunion. Ich kann mir nicht vorstellen, was es für die Kinder und für ihre weitere Verbindung mit der kirchlichen Gemeinschaft bedeuten würde, wenn ich in diesem Augenblick allen Eltern, Großeltern oder anderen Familienmitgliedern die Kommunion verweigern würde, die nicht in 'regelgerechten' Familiensituationen leben. Das wäre verheerend für die liturgische Feier, für die Beziehungen dieser Familien zur kirchlichen Gemeinschaft und besonders für die weitere Glaubensentwicklung der betroffenen Kinder. Unter solchen Umständen fallen zweifellos andere theologische und pastorale Motive ins Gewicht als nur die der sakramentalen Ehe. Solche Situationen machen das weitergehende Nachdenken über die Lehre wie auch die Praxis der Kirche notwendig. Zu Recht verweist das „Instrumentum Laboris“ auf diese Problematik.⁴⁵

7. Die Verkündigung des Evangeliums

Die kommende Synode steht unter einer komplexen Überschrift: „Die pastoralen Herausforderungen für die Familie im Kontext der Evangelisierung“. Dass die Evangelisierung im Titel auftaucht, scheint mir sehr wichtig zu sein. Warum? Weil Ehe und Familie nur ein Bereich sind, in dem die viel umfangreichere Frage nach der Evangelisierung auf der Tagesordnung steht. Sprache, Methode und die Sensibilität, mit der die bevorstehende Synode ihre Arbeit tun wird, sind ein Testfall. Sie können einen neuen Ton für die gesamte pastorale Orientierung der Kirche anschlagen. Alle Felder der Pastoral sind schließlich miteinander verbunden und in jedem Bereich zeigen sich vergleichbare Fragen. Die Bedeutung der kommenden Synode geht deshalb weit über den speziellen Bereich von Ehe und Familie hinaus.

Wie geht die Kirche auf die Welt und den Menschen von heute zu? In den letzten Jahrzehnten überwog bei der Kirchenleitung ein defensives beziehungsweise antithetisches Modell. Gegenüber einer Kultur der ‚Verfinsterung‘ muss die Kirche den ‚Glanz der Wahrheit‘ zum Strahlen bringen. Auch wenn die Botschaft des Evangeliums nicht populär oder schwer zu verstehen ist, muss sie die Kirche unverkürzt zur Sprache bringen. Inmitten einer Welt, die immer mehr in die Selbstentfremdung abgleitet, muss sie ein Lichtzeichen und eine wieder erkennbare Größe bleiben. Gibt es keine Harmonie, dann kommt es eben zum Zusammenstoß. Nur durch eine radikale Rückkehr zur ewigen Wahrheit wird sich die Welt retten können. Zweifellos gibt es gute Gründe für dieses antithetische Modell. Das Reich Gottes ist ja nicht mit den wechselnden Konjunkturen dieser Welt identisch. Es gehen von ihm eine widerständige Kraft und ein prophetischer Appell aus. Dass Gott die Welt ‚neu‘ macht, bedeutet, dass er sie gleichzeitig ‚anders‘ macht. Auch von Jesus und seinen Jüngern ging ein widerständiges Zeugnis aus. Sie lebten und handelten erkennbar nicht wie jedermann. Für dieses Anderssein musste Jesus übrigens einen hohen Preis bezahlen. Er endete als Verurteilter am Kreuz. Es kam für ihn schließlich zum ‚alle gegen einen‘!. Diesen widerständigen Unterschied muss die kirchliche Gemeinschaft auch weiterhin ausstrahlen, wenn sie ihrem Stifter und ihrer Sendung treu bleiben möchte.

Gleichzeitig ist gegenüber diesem antithetischen Modell eine große Portion Vorsicht angebracht. Jesus ist zwar ‚alle gegen einen‘ am Kreuz gestorben, aber hat nie ‚einer gegen alle‘

⁴⁵ Vgl. „Instrumentum Laboris“, 95 und 153.

gelebt. Er hatte sein Herz und seine Armen stärker als jede andere religiöse Führungsgestalt für die Menschen offen, wer sie auch waren und was sie auch mitgemacht hatten. Seine Barmherzigkeit war nicht von Mauern oder Grenzen umschlossen. Er zog von Dorf zu Dorf, damit er keinen Kranken übersah, ihn kein Aussätziger vergebens suchte, kein Sünder ohne seine Vergebung bleiben musste. Er trat in Dialog mit unerwarteten Gesprächspartnern und ließ sich mit Gästen von zweifelhaftem Ruf zum Essen einladen. Bei der Auswahl seiner Freunde und Tischgenossen war er nicht wählerisch und setzte nicht auf Exklusivität, selbst bei der Auswahl seiner Apostel. In diese Spur hat Jesus seine Kirche gesetzt. In ihrem Umgang mit Menschen und mit der Welt muss sie die gleiche Offenheit und Barmherzigkeit an den Tag legen wie ihr Stifter. Nur auf dem Weg des Dialogs kann sie ihre Sendung erfüllen. Sie hat keine andere Option, wenn sie ihre Identität und Glaubwürdigkeit behalten will. Gerade in dieser Hinsicht, so habe ich den Eindruck, kämpft die Kirche heute mit einem Defizit. Oben haben wir schon vom „sensus fidei“ gesprochen. Wenn viele heute einen Mangel an der Kirche empfinden, geht es um die Klarheit ihrer Prägung durch Jesus Christus. Sie tun sich schwer damit, in der Haltung der Kirche gegenüber Menschen von heute die Haltung Jesu gegenüber Menschen von damals wieder zu erkennen. Dabei schauen sie vor allem auf den Bereich Liebe, Beziehung, Sexualität, Ehe und Familie. Darüber muss man sich nicht wundern. Es ist der Bereich, der ihnen am meisten am Herzen liegt und in dem sie das größte Glück oder den größten Kummer erleben. Gerade in diesem Bereich muss die Kirche ihre defensive und antithetische Orientierung überwinden und sich neu um den Weg des Dialogs bemühen. Sie muss es neu wagen, vom ‚Leben‘ auf die ‚Lehre‘ zuzugehen. Auf diesem Weg hat die Kirche übrigens nichts zu verlieren. Gerade im Dialog mit der Welt kann sie entdecken, wo Gott heute am Werk ist und wozu er sowohl die Kirche wie die Welt heute herausfordert.

Über diese offene Haltung zur Welt schreibt Papst Franziskus: „Das christliche Ideal wird immer dazu auffordern, den Verdacht, das ständige Misstrauen, die Angst überschwemmt zu werden, die defensiven Verhaltensweisen, die die heutige Welt uns auferlegt, zu überwinden.(...) Unterdessen lädt das Evangelium uns immer ein, das Risiko der Begegnung mit dem Angesicht des anderen einzugehen, mit seiner physischen Gegenwart, die uns anfragt, mit seinem Schmerz und seinen Bitten, mit seiner ansteckenden Freude in einem ständigen unmittelbaren Kontakt. Der echte Glaube an den Mensch gewordenen Sohn Gottes ist untrennbar von der Selbsthingabe, von der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft, vom Dienst, von der Versöhnung mit dem Leib der anderen. Der Sohn Gottes hat uns in seiner Inkarnation zur Revolution der zärtlichen Liebe eingeladen“.⁴⁶

Bei der Evangelisierung geht es zunächst und vor allem um die Person Jesu Christi. Für wie relevant Menschen die Kirche halten, hat vor allem mit der Art und Weise zu tun, in der diese das Beispiel Jesu zum Vorschein kommen lässt. Darüber schreibt Papst Franziskus weiter: „Das ganze Leben Jesu, seine Art, mit den Armen umzugehen, seine Gesten, seine Kohärenz, seine tägliche und schlichte Großherzigkeit und schließlich seine Ganzhingabe- alles ist wertvoll und spricht zum eigenen Lebe. (...) Von seinem Vorbild fasziniert, möchten wir uns vollständig in die Gesellschaft eingliedern, teilen wir das Leben mit allen, hören ihre Sorgen, arbeiten materiell und spirituell mit ihnen in ihren Bedürfnissen, freuen uns mit denen, die fröhlich sind,

⁴⁶ Papst Franziskus, „Evangelii Gaudium“, 88.

weinen mit denen, die weinen und setzen uns Seite an Seite mit den anderen für den Aufbau einer neuen Welt ein. Aber wir tun dies nicht aus Pflicht, nicht wie eine Last, die uns aufreibt, sondern in einer persönlichen Entscheidung, die uns mit Freude erfüllt und eine Identität gibt“.⁴⁷

8. Eine herausfordernde Synode

Die vorherigen Seiten können den Eindruck erwecken, dass ich von der Synode nur Bestätigung und Ermutigung erwarte, als ob unsere westliche oder nordeuropäische Vision von Ehe und Familie zur Norm für alle werden müsste. Dem ist nicht so. Ehe und Familie haben bei uns nicht ihre besten Zeiten. Das wissen wir aus Erfahrung. Die Zahl der Ehen, die nicht halten, ist sehr hoch. Junge Menschen zögern, eine Ehe zu schließen, sei es zivil oder kirchlich. Die Kinderzahl pro Familie ist sehr niedrig (außer bei neuen Familien ausländischer Herkunft). Die Zahl der Selbstmorde ist beunruhigend groß, zudem in immer jüngeren Jahrgängen. Die Ehe als Institution erhält wenig Unterstützung durch den Staat und aus der sozialen und ökonomischen Mitte der Gesellschaft. Die Kluft zwischen reichen Familien und solchen mit wenigen Chancen wächst ständig. Alle diese Feststellungen lassen sich mit Zahlen und Statistiken belegen. Das soll nicht heißen, andere Teile der Welt hätten keine Probleme oder keine anderen Probleme; aber wir können unsere Probleme nicht leugnen. Ohne Ehrlichkeit kommen wir nicht weiter. Lieber ein mutiger Dialog, als gar keiner.

Es ist in der Kirche wie im Sport: Ein Trainer, der mit dem Training aufhört, sobald die ersten zu keuchen und zu stöhnen anfangen, wird mit dieser Mannschaft nie einen Meistertitel holen. Ein guter Trainer darf nicht ängstlich oder kleinlich sein; er muss riskieren, die Messlatte höher zu legen, selbst bei Murren und Widerstand. In diesem Sinne darf die Synode für mich eine Herausforderung sein. Sie darf uns den Ball mit einem kräftigen Pass zurückspielen. Gleichzeitig brauchen wir aber nicht zu warten, bis uns die anderen oder eine Synode den Ball wieder in unsere Hälfte legen. Wir könnten den Mut haben uns selbst auf den Weg zu machen. Ich sehe einstweilen drei Linien, auf denen der Ball wieder zu uns zurückkommen kann.

Die erste Linie ist die unseres Lebensstandards und unseres Wertesystems. Ausgerechnet im wohlhabenden Westen rückt neu die Frage in den Vordergrund, was einen Menschen glücklich macht. Nachdem wir so ziemlich alles haben, was eine moderne Gesellschaft bieten kann, kommt der Motor unseres Glücksgefühls ins Stottern. Wir wissen besser, was wir haben⁴ als ‚wer wir sind‘. Und das ‚wer wir sind‘ hat ganz und gar mit der Einbettung unseres Lebens in Beziehungen zu tun: unserem Freundeskreis, unserem Lebenspartner, unserer Ehe, unserer Familie und unserer Verwandtschaft. Ich ‚bin‘ der Freund von jemandem, der Mann oder die Frau von jemandem, Vater oder Mutter, Opa oder Oma, Onkel oder Tante, Enkelkind, der Nachbar von jemandem... Wie viel Einbettung in Beziehung haben wir nicht schon dem Wettlauf von Produktivität und Effizienz, Ausbildung und Weiterbildung, Sparen und Anlegen, etwas Gelten und Herausragen zum Opfer gebracht? Der Preis dieses Wettlaufs im Blick auf unserer Beziehungen hat Ähnlichkeit mit der belgischen Staatsverschuldung: Wir müssen sie sehr teuer zurückzahlen. An diesem Punkt darf die Synode den Ball am besten an uns zurückspielen. Es gibt ja viel, was wir neu lernen und riskieren können: Dass die Zeit, die man für seinen Partner oder

⁴⁷ Papst Franziskus, „Evangelii Gaudium“, 265 und 269.

die Familie freischaufelt, keine verlorene Zeit ist; dass Vatersein aus einem Mann einen anderen Menschen macht; dass das Muttersein aus einer Frau einen anderen Menschen macht; dass uns Kinder und Enkelkinder verjüngen und erneuern (auch wenn die Haare dabei grau werden); dass die zusätzliche Sorge, die Familienmitglieder füreinander vor allem in schweren Tagen erbringen, ein Faktor menschlicher Größe und eine Quelle des inneren Friedens sein kann; dass ein Kind dem Buch unseres Leben genau das Kapitel hinzufügen kann, das darin noch fehlte; dass Beziehungen nur durch den Weg der Dauerhaftigkeit ihr tiefstes Geheimnis preisgeben; dass Gottes Liebe und unsere Liebe sich in dem Opfer berühren, das wir zusammen bringen. Können wir diese Herausforderungen zur Kenntnis nehmen?

Die zweite Linie betrifft die kirchliche Gemeinschaft. Die Kirche unterbreitet den Menschen ein hoch stehendes Angebot und vertraut auf ihre Entwicklungschancen. Sie glaubt an den Wert der Ehe, die auf einer Verbindung für das ganze Leben aufbaut. Sie insistiert auf der wesentlichen Verbindung zwischen Liebe und großmütiger Fruchtbarkeit. Ehe und Familie sind für sie einer der stärksten Fundorte für die treue und gnadenhafte Verbundenheit Gottes mit dieser Welt. Dahin will sie Menschen begleiten, in der Achtung gegenüber ihrer eigenen Entwicklung. Sie lädt deshalb alle dazu ein, gleich in welcher beziehungsmaßigen oder familiären Situation sie sich befinden, das Wort Gottes in ihrem Leben willkommen zu heißen und ihre Verantwortung als Christen wahrzunehmen. Aus eigener Kraft können Menschen allerdings einen solchen Auftrag nur schwer verwirklichen. Sie sind auf andere angewiesen, um zusammen an ihrem Lebensentwurf zu arbeiten. An diesem Punkt greift die Kirche zweifellos zu kurz. Unsere Pfarreien sind oft nicht mehr dazu in der Lage, (junge) Familien auf angemessene Art und Weise zu begleiten. Paare oder Ehepaare fühlen sich, ob zu Recht oder zu Unrecht, von der Kirche im Stich gelassen. An dieser Stelle ist viel zu tun. Das „Instrumentum Laboris“ sagt dazu: „Die erste Unterstützung ereignet sich in einer Pfarrei, die als Familie von Familien lebt, die das zentrale Prinzip einer erneuerten Pastoral darstellen, welche als Annahme und Begleitung gestaltet wird, und in der Barmherzigkeit und Zärtlichkeit gelebt werden“.⁴⁸

Die dritte Linie ist die von Gesellschaft und Staat. In einem demokratischen Land bestimmt das die Politik der Regierung, was eine Mehrheit der Bürger denkt und verlangt. Diese Politik bezieht sich zum großen Teil auf die persönlichen Rechte und Freiheiten eines jeden. Am liebsten beschäftigen sich Regierungen deswegen mit den einzelnen Bürgern und ihren Anliegen. Gesellschaftliche Zwischenebenen wie etwa das Engagement von Gruppen und Bewegungen oder das Wohlergehen von Familien sind für sie nicht erstrangig. Dennoch spielen diese Zwischenebenen eine wesentliche Rolle beim Aufbau einer vitalen und menschenwürdigen Gesellschaft. Ein Land, das Zukunft haben will, braucht ganz sicher stabile Familien, vor allem Familien mit Kindern. Welche Politik betreiben unsere Regierungen und wie hoch sind dabei Ehe, Familie und Kinderfreundlichkeit als Kriterium angesiedelt? Mit Recht, wie mir scheint, unternimmt das „Instrumentum Laboris“ folgenden Vorschlag zur Familie als ‚sozialem Subjekt‘: „Familien sind nicht nur Objekt des staatlichen Schutzes, sondern müssen ihre Rolle als soziale Subjekte wieder gewinnen. In diesem Zusammenhang stehen die Familien vor vielen Herausforderungen: die Beziehungen zwischen der Familie und der Welt der Arbeit, zwischen Familie und Erziehung, zwischen Familie und Gesundheitswesen; die Fähigkeit, die

⁴⁸ „Instrumentum Laboris“, 46.

Generationen auf eine Weise untereinander zu einen, dass die Jugendlichen und die Alten nicht sich selbst überlassen werden; die Entwicklung eines Familienrechts, das der besonderen Beziehung in der Familie Rechnung trägt; die Förderung gerechter Gesetze, wie derjenigen, die den Schutz des menschlichen Lebens von der Empfängnis an garantieren und solcher, welche die soziale Nützlichkeit der Ehe zwischen Mann und Frau fördern“(Nr.34).⁴⁹ Diesen Ball sollte jemand ins Feld spielen!

Mit den oben stehenden Überlegungen möchte ich der Synode nicht vorgreifen, noch weniger jemand bevormunden. Ich will zu der notwendigen Offenheit und Gesprächsbereitschaft aufrufen. Wer Einwände formuliert oder Vorschläge macht, muss sich auch selber in Frage stellen und korrigieren können. Wir haben ja gegenseitig viel voneinander zu lernen und voneinander zu empfangen, auch und vor allem in einer Kirche, die „Haus und Schule der Gemeinschaft“ sein möchte.⁵⁰

Zum Schluss

Meine Überlegungen sind länger geworden als ich anfänglich dachte. Beim Lesen und Schreiben entdeckte ich die Komplexität vieler Fragen und Herausforderungen, auf theologischem wie auf pastoralem Gebiet. Es ist klar, dass alle diese Themen ein viel zu großes Programm für eine oder selbst für zwei Synoden darstellen. Sie benötigen einen Prozess des Studiums und des Nachdenkens, vor allem eine neue Vorgehensweise, die Zeit brauchen wird. Das am wenigsten Gute, das die Synode tun könnte, ist meiner Ansicht nach, wenn sie auf die Schnelle einige praktische Ergebnisse vorlegen möchte. Es wäre besser, sie würde einen differenzierten Prozess in Gang bringen, bei dem sich möglichst viele Personen als Betroffene fühlen: Bischöfe, Moraltheologen, Kanonisten, Seelsorger, Wissenschaftler und Politiker und vor allem die Verheirateten und Familien, um die es geht. Es wäre doch merkwürdig, würde die Kirche als „Haus und Schule der Gemeinschaft“ weniger Geduld, Beratung und Sensibilität aufbringen als die Ehe und Familie als „Haus und Schule der Gemeinschaft“!

+ Johan Bonny
Bischof von Antwerpen
1. September 2014

(Übersetzung aus dem Niederländischen Dr. Ulrich Ruh)

⁴⁹ „Instrumentum Laboris“, 34.

⁵⁰ Vgl. oben, Papst Johannes Paul II. „Novo Millennio Ineunte“, 43.